

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Kambodscha

vom 5. Juni bis zum 16. Juli 2017

## **Verschleppt, versklavt, verkauft: Menschenhandel und moderne Sklaverei in Kambodscha**

Von Tobias Dammers

Kambodscha, vom 5. Juni bis zum 16. Juli 2017



# Inhalt

1. Zur Person
2. Prolog
3. Das Land: Kambodscha 2017 – irgendwo zwischen Thailand und Vietnam
4. Das Thema: Menschenhandel und moderne Sklaverei – wieso?
5. Die Details: Begriffliche Spitzfindigkeiten
6. Die Hauptstadt: Klinken putzen in Phnom Penh
7. Das System: Wie funktioniert Menschenhandel in Kambodscha?
8. Die Polizei: Zu kritisch? Ein brüskierter General
9. Der Neutrale: Gespräch mit einem Journalisten
10. Die Problem-Provinz: Mit Samaritan's Purse in Banteay Meanchey
  - 10.1 Die Zurückgebliebenen: Wenn Eltern ihre Kinder zurücklassen – Oma Cheurn Proun und das verlassene Dorf
  - 10.2 Die grüne Grenze: Im Dschungel um 4.30 Uhr früh
  - 10.3 Die unfreiwilligen Rückkehrer: Deportiert im Käfig. Das Migrant Assistant Center Poipet
11. Die Opfer: Vier Schicksale, eine Geschichte
  - 11.1 Der verschleppte Fischer
  - 11.2 Das Disco-Girl
  - 11.3 Die verkaufte Braut

11.4 Das Bettel-Kind

12. Die Lösungsansätze und Zweifel: „Es geht darum, Optionen aufzubauen.“

12.1 Exkurs I: Business-Modell: Waisen, die noch Eltern haben

12.2 Exkurs II: Sex-Trafficking in Kambodscha

13. Danke

## 1. Zur Person

„Wer hat sich das denn ausgedacht?“, fragt meine Mutter. „Weißt Du überhaupt, was Du da machen musst?“ „Ja, Mama. Weiß ich.“ Das stimmt nicht. Geflunkert. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich mein Thema angehen soll. Ich weiß nicht, wie es in Kambodscha aussieht. Wen ich treffen soll, wo ich hinfahren kann. Und erst recht nicht, wie die Leute auf einen Fragen stellenden, europäischen Journalisten reagieren werden.

Aber ich weiß, dass ich die Aufgabe ausprobieren möchte. Eine geförderte Auslandsrecherche, ein mir fremdes Land, ein ambitioniertes und relevantes Thema, kein Zeitdruck: Traumbedingungen. Das muss ich machen.

Geboren und aufgewachsen bin ich in Aachen, ausgewachsen in längeren Auslandsaufenthalten in Kanada, in Kenia, in der Türkei. Nach ungezählten Praktika geht es während des Bachelor-Journalistik-Studiums an der TU-Dortmund ins Volontariat zum Westdeutschen Rundfunk in Köln.

Journalismus ist spannend, enorm facettenreich – aber was interessiert mich? Wo kann ich mich einbringen? Was liegt mir nicht? Während des Volontariats gewinne ich mehr Klarheit darüber. Seitdem arbeite ich als freier Autor, größtenteils für das landespolitische TV-Magazin des WDR. Daneben versuche ich meine Auslandsaufenthalte mit journalistischen Beiträgen zu verknüpfen. In Indonesien klappt das, in Kenia und in der Türkei auch. Jetzt also Kambodscha mit der Heinz-Kühn-Stiftung. Sechs Wochen Recherche. Das Thema: Menschenhandel und moderne Sklaverei.

Im Anschluss hieran folgt das nächste „Auslandsprojekt“: Der Masterstudiengang „Law and Politics of International Security“ in Amsterdam.

## 2. Prolog

Naly muss erst noch ein Schwein waschen. Abschrubben, abbürsten, trocken reiben. Deswegen verzögert sich unser Interview, es kann erst etwas später beginnen. Zusammen mit meinem Übersetzer warte ich unter einem ausladenden Baum an einer morastigen Dorfstraße, irgendwo im Nordwesten Kambodschas. Die Sonne brennt, irgendwo schimpft ein Hahn.

Mir macht das Warten nichts aus. Nicht mehr. Seit ein paar Monaten habe ich auf dieses Treffen hingearbeitet. Zuerst von Deutschland aus, die letzten Wochen vor Ort in Kambodscha. Über einhundert E-Mails habe ich verschickt und bekommen – nur für dieses Treffen. Ich habe gewartet, verhandelt, überzeugt, rechtfertigt, diskutiert. Auf die paar Minuten kommt es jetzt auch nicht mehr an.

Wenig später kommt Naly. Ihr ist die Situation etwas unangenehm. Nicht

das Schweine-Waschen, sondern ihre Verspätung. Sie entschuldigt sich.

Eine junge Frau, lila Adidas-Jacke, abgewetzte Flip-Flops. Keine Schmutzflecken, trotz Schweine-Wellness. Wir sind ungefähr gleich alt. Naly weiß nicht, wie viel Aufwand hinter einem Treffen mit ihr steckt. Sie ist eine sogenannte „survivor“, ein gerettetes Opfer von Menschenhandel und moderner Sklaverei. In Thailand wurde sie ausgebeutet, eingesperrt, weiterverkauft und ist einmal fast verhungert. Naly erzählt leise und emotionslos, bei einigen Antworten starrt sie durch mich hindurch. Dann scheint Naly nicht mehr auf dem roten Plastikstuhl vor ihrem Haus zu sitzen, es wirkt, als stehe sie innerlich wieder hinter der hohen Mauer mit der scharfen Scherbenkrone. Drüben in Thailand.

Die NGO, die Naly vorsichtig wieder in die Dorfgesellschaft reintegriert, schirmt sie sorgfältig vor neugierigen Fragestellern ab – zu Recht. Viele Opfer sind traumatisiert, manche ihr Leben lang. Aber in dieser Geschichte geht es um Menschen wie Naly. Um Menschenhandel und moderne Sklaverei in Kambodscha. Nalys Stimme muss gehört werden, ihre Erfahrungen sollen in die Geschichte einfließen.

Dieser Bericht stützt sich auf persönliche Interviews mit Opfern von Menschenhandel und moderner Sklaverei in Kambodscha, auf Aussagen von langjährig involvierten NGOs und statistische Studien von renommierten, internationalen Organisationen sowie kambodschanischer Behörden. Er konzentriert sich auf die landesweiten Ursachen, Hintergründe und Lösungsansätze, verknüpft mit typischen Einzelschicksalen. Trotz umfassender Recherche nach bestem Wissen und Gewissen kann dieser Bericht aber nur eine partielle Darstellung des Problems sein, geschrieben aus dem Blickwinkel eines jungen, deutschen Journalisten. Zu unscharf sind die Trennlinien zwischen moralisch verwerflichen und juristisch illegalen Handlungen, zu individuell sind die Einzelfälle.

Zur Wahrung der Privatsphäre sind die Namen der interviewten Opfer geändert worden.

### **3. Das Land: Kambodscha 2017 – irgendwo zwischen Thailand und Vietnam**

Es gibt zwei Orte in Kambodscha, an denen sich die Geschichte des Landes gut erzählen lässt. Der eine Ort ist ein gigantischer Haufen Steine, weltberühmt und millionenfach fotografiert. Der andere Ort ist ein Garten des Leids, verschwiegen und von bleierner Traurigkeit.

Der erste Ort heißt Angkor Wat, ein riesiger Tempelkomplex im Norden des heutigen Kambodscha. Er zeugt von einer Epoche der Stärke, Fort-

schrittlichkeit und technischen Brillanz der frühen Khmer-Zivilisation. Der Tempel wurde im 12. Jahrhundert mitten im Dschungel errichtet – und eine Millionenstadt drumherum gleich dazu. Zu der Zeit war das Khmer-Reich die unumstrittene Führungskraft der Region mit einem Imperium, das sich bis weit nach Thailand, Laos und bis zum Mekong-Delta erstreckte. Selbst die legendären mongolischen Welteroberer sollen es nicht gewagt haben, das Khmer-Reich anzugreifen. Heute sind das längst versunkene Zeiten. Immerhin: Angkor Wat führt verlässlich jährlich Millionen zahlungskräftiger Touristen ins Land, es ziert die Nationalflagge und ist zugleich Fundament und Krönung des kambodschanischen Nationalstolzes. Sieh, was unsere Vorfahren geleistet haben: Niemand konnte mit uns konkurrieren.

Mittlerweile gibt Kambodscha in der Region nicht mehr den Ton an, andere Länder sind dominanter geworden. Die Wirtschaft zeigt es, die Routen der Backpacker, die Speisekarten und auch die jüngere Geschichte. Kambodscha ist eines der ärmsten Länder in Asien. Im Osten grenzt Kambodscha an das dynamische und aufstrebende Vietnam, das in der jüngeren Vergangenheit auch militärisch in Kambodscha interveniert hat. Im Westen teilt sich Kambodscha eine Grenze mit dem ungleich größeren Thailand, das in allen möglichen Belangen überlegen zu sein scheint: Bevölkerungszahl, Militär, Korruptionsbekämpfung, BIP, Wirtschaftswachstum und Lebensstandard. Und zwischen den beiden prosperierenden Volkswirtschaften leben rund 15 Millionen Kambodschaner.

Während und nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges sind diese Länder aus der ehemaligen französischen Kolonie Indochina hervorgegangen. Das Erreichen der nationalen Unabhängigkeiten bedeutete aber keineswegs ein Ende der Gewalt in Südostasien. Der Kalte Krieg, der ideologische Konflikt zwischen Kommunismus und Marktwirtschaft, wurde in Kambodscha zum blutigen Kollektivtrauma. Davon erzählt der zweite Orte, der eine Zäsur von Kambodschas Geschichte dokumentiert, die sogenannten „Killing Fields“ außerhalb der Hauptstadt Phnom Penh.

Diese Hinrichtungsstätte ist vor rund 40 Jahren Schauplatz eines Genozids gewesen. Getötet wurde mit Bambusstöcken und Macheten, mit Schaufeln oder scharfen Palmblättern. Säuglinge wurden gegen Bäume geschleudert bis sie starben. Nachts wurde laute Musik gespielt – um die Todesqualen der Opfer zu übertönen. Heute sind die Killing Fields ein stiller Ort der Andacht, in dem hunderte von Schädeln immer noch ihr Leid stumm in die Welt hinausschreien. Hingerichtet wurden die Opfer im Namen der kommunistischen Idee: 1975 übernehmen die Khmer Rouge, eine Gruppe von hochgebildeten, radikalen „Steinzeitkommunisten“ mit dem Anführer Pol Pot die Macht. Ihr Ziel: Kambodscha sollte zu einem kommunistischen Agrarstaat werden, unabhängig und autark von Importen und Einflüssen.

Dieses Ziel setzte Pol Pot mit rücksichtsloser Gewalt um: Zwangsumsiedlungen, Entvölkerung von Städten, utopische Agrarziele, Verbot von Privatbesitz, Abschaffung des Geldes sowie die brutale Verfolgung und Hinrichtung von vermeintlichen Gegnern. Übrigens: Lange Zeit unterstützt und anerkannt von den Vereinten Nationen.

Die Opfer sind keine ethnische oder religiöse Minderheit, sondern willkürlich ausgewählte Menschen. Nachbarn und Unbekannte, Familienmitglieder und Fremde. Schätzungen gehen von bis zu 2 Millionen Toten aus, Zehntausende werden allein auf den Killing Fields umgebracht. „Besser ein Dutzend Unschuldige verhaften, als einen Schuldigen entkommen lassen“, so wird Pol Pot zitiert. Im besonderen Fokus seiner Verfolgungen steht die intellektuelle Elite des Landes. Beamte, Militäroffiziere, Lehrer oder Mönche. Als intellektuell und damit verdächtig gilt damals schon, wer eine Brille trägt oder zarte Hände hat.

Erst nach einer militärischen Intervention Vietnams können Pol Pot und die Khmer Rouge vertrieben werden (1979). Sie hinterlassen ein traumatisiertes, flächendeckend analphabetisches und bitterarmes Kambodscha.

Seit 1985 regiert Ministerpräsident Hun Sen das Land. Kambodscha ist seit den ersten freien Wahlen 1993 eine konstitutionelle Monarchie. König Norodom Sihamoni, obwohl landesweit hoch verehrt, hat nur wenig Einfluss. Die Macht liegt bei der (ehemals marxistisch orientierten) kambodschanischen Volkspartei CPP, deren himmelblaue Propagandatafeln in Kambodscha omnipräsent sind. Im kommenden Jahr (2018) finden Präsidentschaftswahlen statt. Viele Kambodschaner hoffen auf einen Wechsel, bezweifeln jedoch, dass Präsident Hun Sen (CPP) bereit ist, seine Macht abzugeben. Eine auffällige Rolle spielen im Vorwahlkampf die sozialen Medien, insbesondere die Facebook-Live-Funktion: Die Opposition hat erstmals Zugriff auf ein unabhängiges Massenmedium.

### **Kambodscha – Länderprofil:**

Bevölkerungszahl: 15,5 Millionen

BIP/Kopf: (BIP: ca. 1.070 \$/Kopf; Deutschland: 45.790 \$/Kopf)

Human Development Index: 0,563 – Platz 143 (von 188)

Korruptionsindex: Platz 150 von 168

Analphabetenquote: 24 %

Arbeitsmarkteintritte pro Jahr: 250.000 – 300.000

Armutsgrenze (unter 1,25 \$ pro Tag): 17,5 % – 19,0 %

#### 4. Das Thema: Menschenhandel und moderne Sklaverei – wieso?

*Sklaverei? ... Menschenhändler? ... Heutzutage?!*

Sobald ich Bekannten, Freunden oder Kollegen von meinem Recherchethema erzähle, ist die Reaktion häufig die gleiche: kritische Skepsis. Ausbeutung, Zwangsarbeit, Hungerlöhne, Sex-Tourismus, Kinderarbeit oder Menschenschleuser sind den meisten ein Begriff. Hier schon mal einen Artikel gelesen, da schon mal eine Doku gesehen.

*Aber... Ist das wirklich so relevant? Sind das nicht nur krasse Ausnahmefälle?*

Ja. Es ist relevant. Und nein, es sind keine Ausnahmefälle. Noch nie in der Geschichte der Menschheit hat es so viele Sklaven gegeben wie heute: Laut der Sklaverei-Watchdog-NGO Walk Free Foundation waren es im Jahr 2016 rund 46 Millionen Menschen. Seit Jahren untersucht die „Walk Free Foundation“ im World Slavery Index sorgfältig, welche Länder auf der Welt besondere Probleme mit moderner Sklaverei aufweisen. Ein Land, in dem die Situation besonders akut ist: Kambodscha. Im World Slavery Index nimmt Kambodscha den dritten Platz ein. 1,6 % der Bevölkerung gelten als versklavt (etwa 256.000 von rund 15,5 Millionen). Höhere Quoten weisen weltweit nur die autoritär regierten Staaten Nordkorea und Usbekistan auf.

*Und Menschenhandel?*

Sklaverei ist ein Teil des Menschenhandels. Wo Sklaverei betrieben wird, ist auch Menschenhandel nicht weit. Die Walk Free Foundation geht davon aus, dass drei Viertel der Kambodschaner, die in moderner Sklaverei leben, auch Opfer von Menschenhändlern geworden sind. Die beiden Felder sind so eng verwoben, dass manchmal sogar die Unterscheidung schwierig ist. Beide folgen einem Zweck: die billige Ausbeutung von Arbeitskräften. In der Regel geht es um Profitmaximierung und Gier nach Geld. Rund 90 % der weltweiten Ausbeutung werden von Privatleuten und Firmen durchgeführt. Der ausgebeutete Mensch ist eine Ware, ein Faktor der Ausgaben- und Einnahmenkalkulation. Und wie bei jeder Ware gibt es auch Händler dafür. Die internationale Arbeitsorganisation ILO hat ausgerechnet, dass Menschenhandel mit einem jährlichen Umsatz von 32 Milliarden Dollar der drittlukrativste Zweig der globalen Kriminalität ist – das Geschäft mit Menschen floriert. Größere Umsätze generieren nur der internationale Waffenhandel und das Drogengeschäft.

Ich halte das Thema für relevant, vielschichtig und facettenreich sowie ambitioniert in der journalistischen Recherche. Ich suche eine Herausforderung, an der ich mich sechs Wochen lang versuchen kann. Ein Thema, das mich interessiert, fordert und motiviert. In dem Themenfeld „Menschenhan-

del und moderne Sklaverei in Kambodscha“ habe ich meine Herausforderung gefunden.

## 5. Die Details: Begriffliche Spitzfindigkeiten

Was ist Menschenhandel eigentlich überhaupt? Und wann spricht man von „modernen Sklaven“?

Ein Blick in das Palermo-Protokoll der Vereinten Nationen aus dem Jahr 2000. Klingt dröge, ist es auch. Schwere Kost, langatmig und verklausuliert formuliert, keine Spaßlektüre. Trotzdem sind die Zeilen entscheidend für ein tieferes Verständnis des Problems. Hier definiert das United Nations Office on Drugs and Crime (UNODC) was Menschenhandel („Human Trafficking“) überhaupt genau ist. Hierauf beziehen sich Staaten, NGOs, Präventions- und Reintegrationsprogramme. Kambodscha hat diese Definition unterschrieben und ratifiziert, so wie insgesamt 170 Länder auf der Welt.

Artikel 3 Absatz a des Palermo-Protokolls:

*„Im Sinne dieses Protokolls bezeichnet der Ausdruck „Menschenhandel“ die Anwerbung, Beförderung, Verbringung, Beherbergung oder Aufnahme von Personen durch die Androhung oder Anwendung von Gewalt oder anderen Formen der Nötigung, durch Entführung, Betrug, Täuschung, Missbrauch von Macht oder Ausnutzung besonderer Hilflosigkeit oder durch Gewährung oder Entgegennahme von Zahlungen oder Vorteilen zur Erlangung des Einverständnisses einer Person, die Gewalt über eine andere Person hat, zum Zweck der Ausbeutung. Ausbeutung umfasst mindestens die Ausnutzung der Prostitution anderer oder andere Formen sexueller Ausbeutung, Zwangsarbeit oder Zwangsdienstbarkeit, Sklaverei oder Sklaverei-ähnliche Praktiken, Leibeigenschaft oder die Entnahme von Organen.“*

Demnach besteht Menschenhandel aus drei unterschiedlichen Elementen, deren Zusammenspiel „Trafficking in persons“ darstellt – den heutigen Menschenhandel.

### I. Der Tatbestand

Anwerbung

Beförderung und Transfer

Beherbergung

Aufnahme

Die Stadien des Menschhandels werden – zumindest in Kambodscha – eher selten von einer einzelnen Person alleine durchgeführt. Mehrere Glieder in einer vorab organisierten Kette sind beteiligt: Ein Täter identifiziert mög-

liche Opfer und wirbt Menschen an, andere organisieren den Transport oder das Überqueren von Landesgrenzen, wieder andere nehmen das Opfer am Zielort in Empfang. Meine Recherchen in Kambodscha haben ergeben, dass sich die beteiligten „Menschenhändler“ in der Kette zum Teil nicht über ihre Hilfe zum Menschenhandel bewusst sind. So „vermitteln“ zum Beispiel Verwandte Jobs und mögliche Arbeitsstellen für ihre Angehörigen, ohne zu wissen, dass sie das Opfer später in Ausbeutungsverhältnisse führen.

## **II. Die Art und Weise**

Androhung oder Anwendung von Gewalt

Nötigung oder Entführung

Betrug und Täuschung

Missbrauch von Macht oder Ausnutzung besonderer Hilflosigkeit

Zahlungen oder Privilegien an Personen, die Kontrolle über ein Opfer haben

Fast alle Kambodschaner, denen ich begegnet bin und die Opfer von Menschenhandel geworden sind, sind vor allem durch Betrug und Täuschung in ihre Lage geraten. Dazu wurde ihre besondere Schutzlosigkeit ausgenutzt: ihre Armut am Existenzminimum und mangelnde Bildung. Typischerweise versprechen Arbeitsanwerber armen und verzweifelten Familienmitgliedern die Aussicht auf einen lukrativen Job, ein ausreichendes Einkommen in der Ferne, das die Familie ernähren kann. Die Opfer hoffen auf eine bessere Zukunft, vertrauen den Anwerbern und folgen zunächst freiwillig. Erst später, so habe ich häufig erzählt bekommen, wurde Gewalt angedroht oder angewendet – zum Beispiel um eine Flucht zu verhindern. Naly, diejenige, die zuerst noch das Schwein waschen musste, ist ein gutes Beispiel für diese Abfolge aus Armut, Versprechen, Täuschung, Ausbeutung und schließlich auch physischer Gewalt.

## **III. Die Absicht**

Ausbeutung

Sexuelle Ausbeutung

Zwangsarbeit

Leibeigenschaft bzw. Schuldknechtschaft

Andere Formen der Ausbeutung (z. B. Kinderarbeit und -soldaten, Zwangsverheiratung, häusliche Zwangsarbeit...)

Auffällig ist: Diese weithin akzeptierte Definition von „Human Trafficking“ beinhaltet nicht zwangsläufig den Verkauf der Opfer. Das kann dazu gehören, so wie bei Naly, es muss aber nicht – anders als die deutsche Übersetzung („Menschenhandel“) vermuten lässt. Trotzdem geht es um nackte

Profitgier: Die Akteure des Menschenhandels beabsichtigen und planen von Anfang an die rücksichtslose und brutale Ausbeutung von anderen Menschen. Denn nicht nur der Kauf und Verkauf von Menschen ist lukrativ: Ein Baustellenbetreiber zum Beispiel, der seine Arbeitskräfte ausbeutet, indem er ihnen keinen Lohn zahlt, macht auch großen Gewinn.

Der Grat zwischen „Menschenschmuggel“, wie er beispielsweise in der Flüchtlingsbewegung auf dem Mittelmeer stattfindet, und „Menschenhandel“ ist schmal, häufig überschneiden sich die Bereiche auch. Trotzdem gibt es Unterschiede. Troy Dooley von der International Organization of Migration: „Menschenschmuggel passiert auf freiwilliger Basis, wo jemand den Schleuser bezahlt. Menschenhandel dagegen funktioniert durch Nötigung. Die Menschen werden angelogen, getäuscht und finden sich am Ende in Ausbeutungssituationen wieder. Gegen ihren Willen.“

Ausbeutungen gelten seit 1956 als „modern-day slavery“ oder „slavery-like practices“, niedergeschrieben in der UN Supplementary Convention. Auch die internationale Arbeiterorganisation ILO oder das US-Außenministerium, ein zentraler Anker in der Erfassung des globalen Menschenhandels, werten diese Ausbeutungen als moderne Sklaverei. Die NGO International Justice Mission fasst knapp zusammen: „Sklaverei ist die Anwendung von Lügen oder Gewalt, um einen anderen Menschen zu zwingen, für wenig oder gar kein Geld zu arbeiten.“ Auch hier gilt: Entgegen unserer instinktiven Vorstellungen muss ein Mensch nicht „de-facto-Eigentum“ eines anderen Menschen sein, um als moderner Sklave zu gelten.

Und natürlich ist Sklaverei verboten, verdammt, geächtet: „No one shall be held in slavery or servitude: slavery and the slave trade shall be prohibited in all their forms.“, sagt die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte (1948).

Mit den Vorstellungen römisch-antiker Sklavenmärkte und kolonialer Menschenjagden hat die heutige Menschenhandelsproblematik in Kambodscha also nur vage etwas gemein. Es mag auch heute noch Sklaven in eisernen Ketten und öffentliche Umschlagplätze für die Ware Mensch geben; in Kambodscha sind sie mir nicht begegnet. Auch hat keiner der Interviewpartner vergleichbare Orte erwähnt oder gar davon erzählt. Die heutige Situation ist komplexer, individualisierter und weniger hierarchisch organisiert – aber nicht minder menschenverachtend. Die Fesseln sind subtiler als bei den Sklaven der Antike, die Methoden der Menschenhändler sind verdeckter und verschwommener – aber genauso grausam. Heute sind es weniger Ketten und Peitschen, die Sklaven an ihre „Herren“ knechten, sondern komplexe Abhängigkeitsverhältnisse, Armut, Ausweglosigkeit, Mangel an Bildung und nicht zuletzt: die trotzige Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

## 6. Die Hauptstadt: Klinken putzen in Phnom Penh

Wir haben uns verfahren, super. Keine Ausreden mehr, keine Abkürzungen: Mittlerweile kann es auch Dheng, mein Motorradtaxi-Fahrer, nicht mehr verheimlichen – er hat keine Ahnung, wo wir sind. Das ist schlecht. Ich habe die Orientierung schon direkt nach Fahrtbeginn verloren.

Die Straßenzüge sehen sich zum Verwechseln ähnlich: Ein flimmernder Asphaltstreifen in der Mitte, entlang der Straße reihen sich Autoschrauberwerkstätten an Snack-Geschäfte und provisorische Holz- und Wellblechhütten. Hin und wieder eine Villa, deren Bewohner sich mit hohen Mauern, NATO-Stacheldraht und kühl verspiegelten Fenstern gegen den Pöbel der Straße abschirmen. Und überall: verschwitzte Menschen, streunende Tiere und knatternde Motorräder. Vor allem knatternde Motorräder.

Dheng und ich brauchen Hilfe. Die moderne Technik muss herhalten. Smartphone raus, Maps-App an, Dheng zeigen. Kurze Analyse, kurze Beratung: Wir sind zwar im falschen Viertel, aber eigentlich gar nicht so falsch. Dheng fährt nach Vermutung weiter, wir fragen uns durch.

Ich mag die kurvigen Fahrten. Auf dem Rücksitz des Motorrads durch den stehenden Verkehr, an wendigen Tuk-Tuks und wartenden Trucks vorbei. Der kühle Fahrtwind weht ins Gesicht und sogar die unerbittliche Vormittagssonne wirkt dann fast erträglich. So lerne ich Phnom Penh, die Hauptstadt Kambodschas kennen. Die meisten Straßen haben Nummern, einige wenige haben Namen. Viele Straßen haben weder Nummern noch Namen. Das macht die Orientierung für mich nicht leichter – für Dheng auch nicht, dabei wohnt er schon seit Jahren hier. Mit Dheng leben und überleben noch zwei Millionen andere Menschen in Phnom Penh, einige in spätkolonialer Dekadenz, viele andere ärmlich-bescheiden. Phnom Penh ist die größte Stadt des Landes, Hauptstadt der Politik, der Fabriken – und der NGOs.

Mit einer von ihnen bin ich heute verabredet, es ist mein erstes Interview zu meinem Thema in Kambodscha. Um zehn Uhr morgens habe ich einen Termin mit Troy Dooley von der International Organization of Migration. Die IOM ist eine global agierende Tochter-NGO der Vereinten Nationen, die sich dem Thema Migration verschrieben hat, Daten sammelt und Migrationsbewegungen erforscht. Troy Dooley und die IOM interessieren mich aus unterschiedlichen Gründen: zum einen ihre gründliche Datenarbeit. Ihre Studien liefern eine fundierte Basis für das Verständnis von Lebensbedingungen, Migrationsgründen und Opferprofilen. Zum anderen arbeitet die IOM eng mit der kambodschanischen Regierung zusammen, um verschleppte Kambodschaner wieder in ihre Heimatdörfer zurückzuführen. Ich erhoffe mir Kontakte und weiterführende Interviews, um auch Erfahrungsberichte aus erster Hand zu erhalten.

Das Hauptquartier der IOM in Kambodscha ist ein freistehendes, beiges Haus hinter einem azurblauen Gitterzaun und malerischen Palmen. Von der Straße sind die Türen, Balkone und Fenster kaum zu erkennen. Nur ein breites, blau-weißes IOM-Schild deutet auf die Organisation hin. Fotografieren ist von außen streng verboten, der Wachmann schielt argwöhnisch auf meine Kamera. Im Inneren des Gebäudes ist es angenehm kühl. Im Flur sitzen kambodschanische Frauen, einige mit ihren Kindern. Nachher erfahre ich: Die Frauen sind erst vor wenigen Tagen aus Malaysia gerettet worden, dort wurden sie als Hausmädchen eingesperrt und ausgebeutet.

Troy Dooley ist der Programm-Manager der IOM. Blau-kariertes Hemd, breite Schultern, noch breiteres Lachen. Bei kniffligen Fragen spielt er mit dem Ehering an seiner Hand, ohne es noch wahrzunehmen. Die interessantesten Antworten gibt er im Treppenhaus, auf dem Flur, beim Kaffeeholen. Sobald das Mikro eingeschaltet ist, antwortet er auffallend förmlich, nahezu übervorsichtig. Ein Verhalten, das mir in den nächsten Wochen noch häufiger bei westlichen Entwicklungshelfern auffallen wird.

In seiner ersten Antwort überrascht mich Troy Dooley: „Die überragende Mehrheit der Leute hat eine positive Migrationserfahrung, deswegen wird es so weitergehen. Wir wollen Migration auch überhaupt gar nicht stoppen – nur sicher machen.“

In meiner Vorbereitung habe ich Studien, Aufsätze und Artikel über Menschenhandel und Ausbeutung in der Region gewälzt. Eine Schlüsselrolle spielt dabei Migration, in der Regel von Kambodschanern, die nach Thailand gehen. Im Gespräch mit Troy Dooley komme ich ins Grübeln: Habe ich mich zu sehr auf die Risiken, Gefahren und negativen Auswirkungen von Migration gestürzt? Habe ich überhaupt recherchoffen Informationen gesammelt? Oder überstrahlen die Fakten und emotionalen Schicksale „meines“ Themas den tatsächlichen Sachverhalt im Großen und Ganzen? Dooley blickt analytisch-rational auf Migration: „Es geht nur um die Nachfrage, von allen Seiten. Die Konsumenten wollen günstige Produkte. Die Thais wollen billige Arbeitskräfte, die Kambodschaner wollen Jobs.“ Er ist überzeugt: Sichere und reguläre Migration ist eine riesige Chance. Für den Einzelnen, wie für die ganze Wirtschaft Kambodschas. Ich habe bisher nur die Negativseite gesehen. Die möglichen Risiken. Die möglichen Gefahren. Die mögliche Ausbeutung.

Das Gespräch mit Troy Dooley wird mir im Verlauf der nächsten Wochen sehr hilfreich sein. Ich beginne zu verstehen: So schlimm und dramatisch die Einzelfälle von Menschenhandel auch sind, sie sind nicht die Normalität. In einer Studie schreibt die IOM, dass 19,6 Prozent der zurückgekehrten Migranten aus Thailand Opfer von Ausbeutung geworden sind. Das deckt sich ungefähr mit den Schätzungen, die mir später verschiede-

ne lokale Hilfskräfte aus ihrer eigenen Erfahrung spiegeln werden. Auch die dramatischen Zahlen von versklavten Kambodschanern sind weiterhin erschreckend. Trotzdem: Sie bleiben eine Minderheit – auch wenn meine Recherche diese Minderheit in den Mittelpunkt rückt. Mit diesem Wissen im Hinterkopf kann ich in den nächsten Wochen besser verstehen, wieso Kambodschaner sich trotz bekannter Risiken in die Hände von unbekanntem Schleppern, windigen Arbeitsvermittlern und unberechenbaren Arbeitgebern begeben. Und zwar, weil viele (oder die meisten) ihrer Bekannten und Familienmitglieder eine positive Erfahrung gemacht und sich ihre Hoffnungen erfüllt haben. Das Risiko wird in Kauf genommen.

Troy Dooley gibt geduldig Auskunft. Ein Crashkurs zu Menschenhandel, Sklaverei, illegaler Migration. In einem Punkt winkt er aber direkt ab: Ich darf nicht mit den Frauen sprechen, die gerade aus Malaysia zurückgekehrt sind und bei der IOM medizinische und mentale Checks durchlaufen. Datenschutzgründe, Organisationspolitik, keine Chance. Damit komme ich hier nicht weiter.

Eineinhalb Wochen später:

Ich schwitze. Mein Hemd klebt, mein Haar tropft, mein Rücken ist salzig-nass. Mittlerweile ein vertrautes Gefühl. Dabei brennt die Sonne nicht einmal, draußen ist es nur schweißtreibend schwül – und noch früh. Wie soll ich es zumindest einigermaßen vorzeigbar durch die Meetings des Tages schaffen?

In ein paar Minuten bin ich mit Sok Sokunthea verabredet. Er arbeitet für Winrock, eine amerikanische USAID-NGO, die mit ihrem „Counter Trafficking in Persons Programm (CTIP)“ seit Jahren eines der dichtesten Netzwerke im kambodschanischen Kampf gegen Menschenhandel geknüpft hat. Winrock vereint Prävention, Soforthilfe, Rückführung und Reintegration der Opfer in einem Programm. Ich erhoffe mir viel von dem Gespräch, der E-Mail-Kontakt war vielversprechend: Winrock hat spannende Projekte, ist in Kontakt zu ehemaligen Opfern und überall im Land sehr präsent. Ich hoffe auf eine Weitervermittlung.

Das habe ich auch bei anderen Treffen gehofft – und bin trotzdem enttäuscht worden. Die vergangenen Meetings waren spannend, informativ und ernüchternd. Tolle Interviews, aber kaum weiterführende Tipps. Ich knüpfe Kontakte, stelle mich vor, erkläre, lächele und versuche in vielen Meetings und Interviews Vertrauen aufzubauen.

Es ist leicht, NGOs zu dem Thema zu befragen oder mit Sozialarbeitern zu sprechen. Sie erzählen bereitwillig von ihrer Arbeit, eigenen Erfolgen, mögen die Publicity. Schwieriger ist es, Interviews mit Protagonisten, mit Opfern zu organisieren. Die Organisationen schirmen die Einzelfälle ab. Mich interessieren aber Erlebnisse aus der persönlichen Erinnerung, nicht

nur aus Berichten. Wer erzählt mir seine Geschichte? Wer öffnet sich einem ausländischen Journalisten?

Der Weg dahin führt aber über die NGOs, die Sozialarbeiter, Journalisten und Ermittler. Dafür muss Vertrauen aufgebaut werden, viel Vertrauen. Ich übe mich in Überzeugungsarbeit. Es muss gelächelt werden. Es muss Ausdauer, Detailkenntnis und aufrichtiges Interesse gezeigt werden. Und trotzdem zögern fast alle Organisationen. Antworten abwartend, ausweichend, ablehnend.

Die Zeit in Phnom Penh nutze ich auch, um auszuloten, welchen Fokus ich innerhalb meines facettenreichen Themenfelds setzen möchte. Aus Deutschland bin ich mit dem groben Oberbegriff „Menschenhandel & moderne Sklaverei“ angereist. In Phnom Penh ist es meine schwierigste Aufgabe festzulegen, welchen Recherchespuren ich nachgehen möchte. Welchen Schwerpunkt soll ich setzen? Wo lohnt es sich, Zeit zu investieren? Schuld-knechtschaft, Kinderarbeit oder Sex-Trafficking? Opfer oder Täter? Sklaverei innerhalb Kambodschas oder grenzübergreifend? An welchem Recherchestrang soll ich dranbleiben? Welche Rechercheziele sind überhaupt realistisch? Und welche Aspekte muss ich fallen lassen, obwohl sie spannend sind?

Ich merke zügig: Eine umfassende, detaillierte Recherche ist nur mit sehr klarem Schwerpunkt und scharf umrissenen Themengrenzen möglich. Und: Ich kann nicht nur nach Interesse entscheiden, ich muss abwägen, welche Recherche überhaupt Erfolg verspricht.

Bereits von Deutschland aus habe ich per E-Mail und Telefon mit vielen Beteiligten Kontakt aufgenommen und Treffen vereinbart. Die meisten Organisationen konzentrieren sich auf einzelne, besonders gefährdete Gruppen, andere auf Präventionsarbeit, einige auf innerkambodschanische Ausbeutungen, andere auf grenzübergreifende Hilfe: Die NGO SHE Rescue Center zum Beispiel konzentriert sich auf Frauen und Kinder, die Opfer von Menschenhandel in der Sex-Industrie geworden sind. Friends International und Child Safe haben sich auf die Bedürfnisse und Verletzlichkeit von Kindern spezialisiert, IJM auf Formen der Strafverfolgung, die kambodschanische Gruppe LICADHO setzt ihren Schwerpunkt auf die Bekämpfung der Schuld-knechtschaft innerhalb Kambodschas. IOM hilft bei der Rückführung von ins Ausland verschleppten Kambodschanern, ebenso wie AD-HOC, die Frauen retten, die als Bräute ins Ausland verkauft worden sind. Phanith Meas engagiert sich als Aktivist bei Abolishslavery, May Titthara recherchiert seit Jahren investigativ für eine von Kambodschas größten Zeitungen zu Menschenhandel. Das National Committee for Counter Trafficking (NCCT) ist das offizielle Behördennetzwerk im Kampf gegen Menschenhandel.

Heute steht also das Treffen mit Winrock an. Im Vorraum warte ich auf Sok Sokunthea. Hinter dem Empfangstresen hängen Bilder der Winrock-Managerin, die Urkunden empfängt und wichtigen Menschen die Hände schüttelt. Daneben, säuberlich eingerahmt, die neun Winrock-internen Prinzipien. Da steht viel von Respekt, Transparenz, Offenheit, bewussten Entscheidungen. Die neun Gebote.

Sok Sokunthea ist jünger als erwartet. Typ Rechte-Hand-der-Chefin. Gebügeltes weißes Hemd, schwarze Hose, Schweißperlen auf der Oberlippe. Ist er aufgeregt? Auf jeden Fall fest im Thema. Aktuelle Fälle, dubiose Arbeitsvermittler, Zahlen, Strategien, Tendenzen. Im vergangenen Jahr hat Winrock sich in über 80 Menschenhandelsfällen um Anklagen gekümmert. Sok Sokunthea erklärt viel, erläutert die Winrock-Positionen. Offizielle Aussagen soll aber die Managerin machen. Sicher ist sicher. Sara Piazzano, die Managerin, verspätet sich eine Stunde. Ein wichtiges Meeting. Sok Sokunthea und ich warten zusammen. Sara Piazzano leitet das Counter-Trafficking-Programm von Winrock. Braune Haare, wenig Zeit, viele Seufzer. Ihre Arbeit ist komplizierter geworden in den letzten Jahren, sagt sie.

Sie stört vor allem die öffentliche Wahrnehmung von Menschenhandel: „Die Leute denken, dass die meisten Opfer gekidnappt oder mit Gewalt gezwungen worden sind. Aber tatsächlich spielt die Mehrheit der Opfer am Anfang freiwillig mit. Das heißt aber nicht, dass sie in so einer Ausbeutungssituation enden wollten.“ Sie seufzt. „Wenn man einen Zwangsarbeiter oder eine Prostituierte sieht und sie sehen OK aus, dann würden die meisten nie denken, das wäre ein Menschenhandelsopfer. Aber das ist schlicht falsch. Selbst wenn sie nicht in einem Kerker eingesperrt sind oder so, es gibt trotzdem jemanden, der sie kontrolliert und ihnen ihr Geld abnimmt.“

Und wie stehen die Chancen, persönlich mit Opfern zu sprechen? Eines der Winrock-Projekte vor Ort zu besuchen? Sok Sokunthea und ich schauen die Managerin an. Sara Piazzano nickt nachdenklich. „Ja, sicher, wieso nicht? Das müsste gehen. Wenn die Winrock-Prinzipien befolgt werden...“ Endlich.

Nach den Interviews in Phnom Penh lege ich mich auf einen Recherche-schwerpunkt fest: Kambodscha als Quelle für den internationalen Menschenhandel. Besonderer Fokus: Zwangsarbeit in Thailand. Mir erscheint es als das akuteste Problem in diesem Themenkomplex und oft vernachlässigt, da es weniger spektakulär daherkommt als Sex-Arbeit oder Kinderhandel. Trotzdem ist Zwangsarbeit das Thema, worüber in Kambodscha alle reden. Rund eine Million Kambodschaner arbeiten in Thailand, das sind fast 12 % der allgemeinen Arbeitskraft. Rund jeder Fünfte von ihnen soll ein Trafficking-Opfer sein. „Labor Trafficking“ macht weltweit einen ungleich höheren Anteil der versklavten Menschen aus als zum Beispiel das viel präsen-

tere und bekanntere „Sex Trafficking“ (ILO: 24 %). Labor Trafficking ist das typischere Problem, von dem in Kambodscha mehr Menschen betroffen sind. Ich entscheide mich für die Recherche, der ich die größten Aussichten auf konkrete Ergebnisse und persönliche Geschichten zutraue.

Klar ist: hierbei geht es vor allem um grenzübergreifende Ausbeutung. Um Kambodschaner, die ins Ausland geschleust werden oder freiwillig dorthin migrieren und dort in sklavenähnliche Verhältnisse geraten. In der Recherche steht Kambodscha als „Herkunftsland“ im Mittelpunkt. Es soll um Motive, Ursachen und Hintergründe des Problems gehen und weniger um seine Symptome. Ich möchte verstehen, wie es dazu kommt, dass bestimmte Menschen Ausbeutung und Trafficking so schutzlos ausgeliefert sind. Ich möchte verstehen, wie Menschenhandel von Anfang an funktioniert und nicht erst am Ende aussieht. Ich entscheide mich für eine opfer- und nicht täterzentrierte Recherche und im Sinne des „constructive Journalism“ für ein Verstehen der Lösungs- und Präventionsversuche. Spannende Aspekte wie Sex-Tourismus in Kambodscha, Ausbeutung und Schuldknechtschaft innerhalb Phnom Penhs Fabriken oder Kinderkäufe durch Waisenhäuser bleiben dagegen leider nur angerissen – es fehlt die Zeit, überall in die Tiefe zu gehen.

## **7. Das System: Wie funktioniert Menschenhandel in Kambodscha?**

Die Geschichte von Bourey Phon, 43, ist ziemlich typisch. Sie zeigt, wie die Deals aussehen und Menschenhandel zwischen Kambodscha und Thailand heute funktioniert. Ihn treffe ich im Dorf Chouk Chey in der Nähe der thailändischen Grenze. Weite Badeshorts, noch weiteres Hemd, ausgeblichene FIFA-Worldcup-Kappe. Ein Übersetzer hilft bei der Verständigung, ich bin auf die Sprachvermittlung angewiesen. Bourey Phon ist seit ein paar Monaten aus Thailand wiedergekommen, ausgebeutet und gebrochen. Seit seiner Rückkehr ist er arbeitsunfähig. Als er seine Geschichte erzählt, nicken die Umstehenden. Einige mitfühlend, andere wissend. Tausende Schicksale klingen ähnlich, ich hätte genauso gut seinen Sitznachbarn fragen können. In Chouk Chey, seinem Heimatdorf, gibt es keine Jobs. Bourey Phon hat nur ein paar Jahre die Schule besucht, hat keine Ausbildung, dafür aber schon alle Arten von Jobs gemacht. Meistens in der Landwirtschaft oder auf Baustellen. Zuletzt hat er Reis und Maniok angebaut, aber in seinem Dorf ist das Wasser chronisch knapp. Dazu war das Wetter schlecht, die neue Wasserleitung einer NGO damals noch nicht fertig. Und selbst wenn Bourey Phon Ernte einfährt: Zum gleichen Zeitpunkt fahren alle Bauern die Ernte ein. Und alle bauen Reis oder Maniok, ein Wurzelgemüse, an. Die zwei Cent, die

er für ein Kilo bekommt, sind ein schlechter Witz. Ein neuer Job muss her.

Bourey Phon weiß, dass es massenhaft Jobs in Thailand gibt. Jeder weiß das, sogar die Kinder in der Schule. Früher, als er jünger war, hat er dort auch schon einmal gearbeitet. Wieso also nicht noch einmal? Bis zu drei oder vier Mal so viel kann er dort verdienen. Klar, die Arbeit ist hart und Bourey Phon kennt auch einige, die dort misshandelt worden sind. Er kennt aber noch viel mehr, die dort Erfolg hatten. Sein Cousin zum Beispiel: Seit zwei, drei Jahren arbeitet er auf thailändischen Baustellen, jetzt hat er ein neues Grundstück im Heimatdorf kaufen können.

Legal nach Thailand einzureisen ist unmöglich. Es ist ein Punkt in der Erzählung, an der die Zuhörenden auflachen. Witzige Frage, die der fremde Journalist da stellt. Legal einreisen... schön wär's. Nein, das ist zu teuer, zu kompliziert und überhaupt: Bourey Phon weiß damals nicht einmal wie das geht mit dem Pass. Und wozu das gut sein soll. Er weiß aber, bis der Pass da ist, dauert es locker drei Monate. Bis dahin wäre seine Familie vielleicht verhungert, wer weiß das schon?

Irgendwie lernt er einen Mann kennen, der ihm einen Job in Bangkok besorgen kann. Auf einer Baustelle, harte Arbeit, aber immerhin: ein gut bezahlter Job. Bourey Phon nennt ihn „Broker“, Arbeitsvermittler. Der Arbeitsvermittler könne ihn dahin bringen, klar, ohne Papiere. Gegen Geld, versteht sich. In Chouk Chey ist das nichts Ungewöhnliches. Die meisten, die nach Thailand gehen, vertrauen einem Arbeitsvermittler. Es hat etwas von Pauschalangebot: Arbeitsplatz, Beförderung, Grenzüberquerung, direkter Shuttle zur Baustelle. Praktisch so was.

Bourey Phon kann sich nicht mehr daran erinnern, ob er den Arbeitsvermittler zufällig kennengelernt hat oder ob er vielleicht doch gezielt von dem Fremden angesprochen, „rekrutiert“ worden ist. Chouk Chey ist ein kleines Dorf. Hier weiß jeder, welcher Familie es gut geht und welche Familie in Nöten ist. Heißt: Wer sowieso schon darüber nachdenkt, das Dorf zu verlassen. Ob Zufall oder Kalkül: Der fremde Mann war genau zu dem Zeitpunkt vor Ort, als Bourey Phon jemanden wie ihn am dringendsten brauchte. Er beschließt, dem Mann zu vertrauen. Wieso auch nicht? Viele machen das. Er steigt ins Auto, ganz freiwillig. Kein Zwang, keine Gewalt, schon gar keine Entführung. Er glaubt an das Job-Versprechen. Was sollte er sonst tun? Er hat keine Wahl. „Kambodschaner treffen Entscheidungen mit einer Pistole an der Schläfe“, beschreibt Barry Jessen, langjähriger Anti-Trafficking-Entwicklungshelfer, diese ausweglosen Situationen. Heute weiß Bourey Phon: Der Arbeitsvermittler hat ihn getäuscht.

In dem Auto sitzen noch andere Kambodschaner. Der Fahrer, heute nennt Bourey Phon ihn „middleman“, bringt die Gruppe nachts über die Grenze. Dann geht es weiter nach Bangkok, hin und wieder halten Thai-Polizisten

sie an. Dann fließt etwas Geld und es geht weiter. Hier in Thailand sind sie illegale Migranten. Erwischt die Polizei sie ohne Pass, geht es erst ins Gefängnis und dann im Truck zurück nach Kambodscha. Die eigenen Sachen sieht man nie wieder. Von der Angst, erwischt zu werden, berichten mir alle Migranten. Auf der Baustelle, in der Wohnung, auf dem Markt, im Schlaf: immer nur Angst.

Auf der Baustelle nimmt der Baustellenleiter die Gruppe in Empfang. Bourey Phon und die anderen wollen gleich loslegen, Geld verdienen. Dem Fahrer steckt der Baustellenleiter Geld zu, aber auch das ist normal. Niemand denkt sich etwas dabei.

Die Arbeit ist hart, die Tage sind lang. Auf der Baustelle erledigt Bourey Phon alles, was anfällt: Zement schleppen, Gerüste bauen, Wände verputzen. Hin und wieder geht es auf andere Baustellen, die Gruppe glaubt, dass sie tageweise auch an andere Arbeitgeber verliehen wird. Egal. Hauptsache das Gehalt stimmt. Welches Haus er aufbaut, ist Bourey Phon egal. Das Gehalt gibt es aber erst am Ende des Monats. Nur für eine Gemeinschaftswohnung und ein bisschen Reis reicht das Geld. Bis zum echten Gehalt müssen Bourey Phon und die anderen Arbeiter sich noch gedulden. Aber auch am Ende des Monats gibt es kein Geld. Es verzögert sich. Bald, verspricht der Arbeitgeber, und dann auch alles auf einen Schlag. Aber das Geld kommt nie.

„Ohne Dokumente sind Kambodschaner in Thailand quasi recht- und schutzlos. Deswegen ist irreguläre Migration so gefährlich und macht die Menschen so anfällig für Ausbeutung. Das versuchen wir ihnen zu erklären: Vorher Gedanken zu machen, länger vor auszuplanen oder doch sogar über einen Reisepass nachdenken.“, erklärt Barry Jessen, mit dessen NGO Samaritan's Purse ich das Dorf besuche.

Was soll Bourey Phon jetzt machen? Er ist illegal in Thailand. Er hat keinen Reisepass und schon gar kein Arbeitsvisum. Er kann sich an niemanden wenden. Schon gar nicht an die Polizei. Die würde ihn direkt verhaften. Dann würde er das Gehalt niemals sehen und auch noch ins Gefängnis kommen. Den Arbeitern und ihm bleibt nichts anderes übrig als weiterzuarbeiten, abzuwarten und zu hoffen. Sie sind dem Baustellenbetreiber ausgeliefert.

Ein paar Wochen später erscheint urplötzlich die Thai-Polizei auf der Baustelle. Bourey Phon und die anderen Kambodschaner werden verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Jemand muss sie verraten haben. Vielleicht der Baustellenbetreiber? Um sich des Problems vor der nächsten Zahlungsfrist zu entledigen? Mehr als 40 Tage bleibt Bourey Phon im Gefängnis. Er hat nichts, was er den Polizisten noch geben kann. Dann wird er in einen Bus gesetzt und nach Poipet gebracht, den großen kambodschanisch-thailändi-

schen Grenzübergang. Er kommt zurück in sein Dorf. Ohne Besitz, ohne Geld, ohne Würde, ohne Kraft. Ich frage, ob er noch einmal nach Thailand gehen würde. Nein, auf keinen Fall. Nie mehr. Andere Dorfbewohner, die uns zuhören, sehen das anders. Ja, sie würden weiterhin gehen, trotz der Horrorgeschichten. Wieso, will ich wissen. Es kommen lange Antworten, kurze Antworten, manchmal nur Gesten oder Lacher. Alle Antworten übersetzt mein Dolmetscher mit den gleichen Worten: „They say, they have no choice.“

Bourey Phons Geschichte deckt sich mit den Erfahrungen, die mir NGOs berichten und den Ergebnissen von Studien und Statistiken zu Menschenhandel und Zwangsarbeit zwischen Kambodscha und Thailand: Armut oder Schulden zwingen Kambodschaner nach Arbeit in Thailand zu suchen. Sie vertrauen sich Arbeitsvermittlern an, die sie ohne Reisedokumente über die Grenze schmuggeln und ihnen gut bezahlte, sichere Jobs versprechen. Die Ausbeutung und manchmal auch Gewalt beginnt in Thailand. Zum Beispiel wird das Gehalt nicht ausgezahlt, was sich für den Arbeitgeber enorm lohnt. Oft stecken Arbeitsvermittler und Arbeitgeber unter einer Decke: Die einen „rekrutieren“ neue Opfer aus einkommensschwachen, verzweiferten Familien und bringen sie direkt zu dem Arbeitgeber. Dieser bezahlt den Arbeitsvermittler-Komplizen oder Mittelsmann für den Transport der neuen Opfer, damit er sie in seinem Unternehmen ausbeuten kann. Er „kauft“ den Nachschub an neuen, risikolos auszubeutenden Opfern. Gedeckt wird dieses System durch die Schutz- und Hilflosigkeit der Kambodschaner, die sich ohne gültige Aufenthaltsgenehmigung nicht an die Polizei wenden können. Ein klassisches Beispiel, das auch den UN-Definitionen von Menschenhandel und moderner Sklaverei entspricht:

*Erste Ebene: Anwerbung, Transport, Aufnahme*

*Zweite Ebene: Täuschung (beim Anwerben), Androhung von Gewalt (Verat an die Polizei als illegaler Migrant), ggf. Zahlung um Kontrolle über die Opfer zu erlangen (an Fahrer)*

*Dritte Ebene: Zum Zwecke der Ausbeutung (Arbeiten ohne Gehalt = moderne Sklaverei)*

In allen Interviews und Meetings in Phnom Penh stelle ich die gleiche Frage: Wieso Kambodscha? Ich möchte verstehen, wieso Kambodscha laut Zahlen offenbar so viel anfälliger für kriminelle Menschenhändler, Sklaverei und Ausbeutung ist als andere Entwicklungsländer. Es ist ein Mix, ein ganzer Cocktail aus unterschiedlichen Gründen. „Push factors“, nennt Troy Dooley von IOM sie. Armut und Erwerbslosigkeit spielen die Hauptrolle. Kambodscha ist eines der ärmsten Länder Asiens und dazu noch eines der korruptesten der Welt. Fast ein Fünftel der Einwohner leben laut Weltbank unter der Armutsgrenze von 1,25 Dollar pro Tag. Es gibt wenige Jobs, insbe-

sondere für schlecht ausgebildete Arbeitskräfte. Und von denen gibt es viele. Das Bildungsniveau ist niedriger als in den Nachbarländern, rund 24 % der Einwohner sind Analphabeten. Das hängt auch damit zusammen, dass während der Khmer-Rouge-Terrorherrschaft in kürzester Zeit die gesamte Bildungselite des Landes exekutiert worden ist.

Als einziger Ausweg bleibt oft, in der Fremde nach Arbeit zu suchen, meistens im boomenden, nahen Thailand. Der Hunger nach billigen, ungelehrten Arbeitskräften scheint dort schier unstillbar. Aber allein der kambodschanische Reisepass kostet rund 120 Dollar und ist damit bei einem Familieneinkommen von zwei bis vier Dollar am Tag wie in Bourey Phons Dorf schlicht unerschwinglich. Ein zweijähriges (Arbeits-)Visum noch einmal 350 Dollar. Dazu ist die Beantragung der Dokumente kompliziert, bürokratisch und langwierig. Sie kann ausschließlich in der Hauptstadt durchgeführt werden – und viele Kambodschaner waren ihr Leben lang noch nie dort. „Es fehlt der Zugang zu Informationen und Service“, sagt Winrock-Managerin Sara Piazzano. „Es ist schwer, sicher und legal zu migrieren. Die reguläre Migration ist immer noch sehr teuer und dauert lange. Solange sich das nicht ändert, werden die Menschen den irregulären, illegalen Weg nehmen und natürlich müssen sie jemanden finden, der ihnen dabei hilft. Sie müssen jemandem vertrauen, den sie niemals überprüfen können.“

Billiger als legale Dokumente sind die zwielichtigen, unregistrierten Arbeitsvermittler und Mittelsmänner. IOM-Studien zeigen, dass rund 57 % Prozent der Kambodschaner mit unlizenziierten Mittelsmännern nach Thailand gelangen. Diese bieten an, die Migranten heimlich, günstig, bürokratiefrei und ohne Dokumente über die Grenze zu bringen. Aber das ist riskant. Viele Arbeitsvermittler und Mittelsmänner, wie vermutlich auch bei Bourey Phon, stecken mit thailändischen „Arbeitgebern“ unter einer Decke.

## **8. Die Polizei: Zu kritisch? Ein brüskierter General**

Phum Dei Eth ist ein langweiliger Ort. Ein paar Geschäfte entlang der National Road, ein paar kleinere Pagoden, Landwirtschaft. Ein Ort wie hunderte andere in der Provinz Kandal. Mit einer Ausnahme: In Phum Die Eth befindet sich die nationale Polizeiakademie. Die Kadenschmiede der zukünftigen Polizisten, Ermittler, Kriminalfahnder. Die Akademie verleiht dem trostlosen Örtchen einen Hauch Glanz, wenn hochdekorierte Beamte mit blitzenden Dienstabzeichen in die Polizeischule strömen.

Beiläufig erzählt Winrock-Managerin Sara Piazzano von einer zweiwöchigen Schulung, die zufällig in den nächsten Tagen in der Akademie starten soll. Ein Lehrgang für ausgesuchte Polizeiermittler zum Thema „Krimina-

litätsbekämpfung Menschenhandel“. Zusammen mit der Menschenrechtsorganisation International Justice Mission (IJM) hat Winrock ein Fortbildungsprogramm konzipiert, das die kambodschanische Strafverfolgung und -bekämpfung im Menschenhandel verbessern soll. Es ist ein Pilotprojekt. Ist es erfolgreich, soll es in ganz Südostasien implementiert werden. Ich begleite Winrock zu der Auftaktveranstaltung. Mich interessiert die Perspektive der Polizeibehörden, ich möchte erfahren, wie die kambodschanischen Ermittler gegen Sklaventreiber und Menschenhändler vorgehen und mit welchen Problemen sie kämpfen.

In der Akademie haben sich 38 erfahrene Polizisten und Polizistinnen aus dem ganzen Land versammelt, die an dem Lehrgang teilnehmen werden. Alle tragen Uniform, beige mit aufgenähten Abzeichen und Landesflaggen. Die Dienstmützen liegen fein säuberlich vor den Kursteilnehmern, Schreibblöcke werden herausgekrant.

Applaus brandet auf, als Sara Piazzano, der Lehrgangsleiter von IJM und besonders ordensbehängte Polizeigeneräle durch den Saal auf das kleine Podium zuschreiten. Eine bizarre Situation. Anschließend wird gesungen, von der allgemeinen Inbrunst schließe ich auf Nationalhymne. Die beiden Entwicklungshelfer wechseln kurze Blicke. Es folgen ausufernde Reden, in denen viel gesprochen und wenig gesagt wird. Alle Seiten bedanken sich, drücken ihre Wertschätzung aus, sind „stolz und optimistisch“, wollen die tollen bisherigen Erfolge fortführen. Für Sara Piazzano ist das ein Pflichttermin. In zwei Stunden hat sie schon wieder ein Anschlussmeeting, hin und wieder schielt sie heimlich auf ihre Uhr.

Drei Schlüsselemente möchte Peter Williams, IJM, in dem Lehrgang vermitteln: „Ermittlungen im Menschenhandel braucht Leute, die wissen, wie sie überhaupt Informationen zu den Menschenhändler-Networks finden. Die wissen, wie man präventiv in die Dörfer geht und dort die Netzwerke aufspürt. Zweitens müssen die Ermittler überprüfen können, ob tatsächlich Menschenhandel vorliegt, wenn sie ein vermeintliches Netzwerk gefunden haben. Das heißt, sie müssen das Gesetz kennen. Und der dritte wichtige Bestandteil ist, ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie man Vertrauen zu potenziellen Opfern aufbaut, sodass sich die Opfer öffnen und interviewt werden können. Denn diejenigen, die selbst Menschenhandel erlebt haben, sind mit ihren Aussagen die besten Beweise, um Strafverfahren einzuleiten.“

Bei den Ermittlungen zielt IJM vor allem auf die ausgeklügelten Groß-Netzwerke, die von dem Menschenhandelsgeschäft profitieren. Laut IOM-Statistik vertrauen allerdings deutlich mehr als die Hälfte der kambodschanischen Migranten Familienmitgliedern und Bekannten oder „unregistrierten Vermittlern“, wenn sie im Ausland auf einen Job hoffen. Es sind

also vor allem kleine, individuelle, nicht-institutionalisierte Kanäle, die benutzt werden. Es ist fast unmöglich, diesen kleinen Privatschleusern und unregistrierten Vermittlern auf die Spur zu kommen. Deswegen konzentriert sich Peter Williams auf die großen Arbeitsvermittlungsgagenturen, die mit ihren Diensten offiziell registriert sind und in Radio und Fernsehen flächendeckend für sich werben – und trotzdem immer wieder in Menschenhandelskandale verwickelt sind. „Die sogenannten ‘Auslands-Arbeitsplatzangebote’ sind eigentlich auch nur Ausbeutung. Und manchmal behalten die Agenturen auch einfach das Gehalt ihrer Klienten, anstatt es deren Familien auszus zahlen. Diese Agenturen sind bestens vernetzt: Mit Partneragenturen im Ausland und Leuten, die die Menschen über die Grenze transportieren“, sagt Williams.

Viele kambodschanische Arbeitsvermittlungsgagenturen („Recruitment Agencies“) haben sich in der Interessensgemeinschaft ACRA zusammengetan, Hauptsitz in Phnom Penh. Es ist eine Art Verband und PR-Büro der Recruitment Agencies. Ich bin an ihrer Sichtweise interessiert und frage für ein Interview an. Wie gehen Sie mit den Beschuldigungen um? Wie gewährleisten Sie eine sichere Arbeitsplatzvermittlung? Keine Antwort. Ich schicke meine Fragen an die Presse-E-Mail-Adresse. Auf eine Antwort warte ich bis heute.

Mittagspause beim Polizei-Akademie-Lehrgang. Die Teilnehmer stehen bei Tee und Reiswaffel in Grüppchen zusammen. Ich möchte wissen, wie die Alltagsarbeit im Kampf gegen Menschenschmuggler aussieht. Welche konkreten Probleme sollen bei der Fortbildung angesprochen, welche Arbeitsschritte eingeübt werden? Ein Interview mit einem der Reiswaffel essenden Teilnehmer erlaubt der Medienbeauftragte der Polizei aber nicht. Die seien ja beschäftigt. Ich könne aber einen der Polizeigeneräle interviewen für offizielle Stellungnahmen. Dann also den Polizeigeneral. Ein runder Mensch, Uli-Hoeneß-Gedächtnis-Hornbrille, goldene Orden an Schulterpolster, Revers und Mütze. Es ist ein Interview mit Publikum, rund 15 Anwesende schauen zu. Ein Übersetzer hilft bei der Verständigung.

*Frage: Welche Ermittlungsfähigkeiten erhoffen Sie sich durch diesen Lehrgang für Ihre Teilnehmer?*

*Antwort: Das Training beschäftigt sich mit den Ermittlungen zu Menschenhandel. Der Inhalt ist sehr breit gestreut. Wir hoffen, die Teilnehmer lernen in den zwei Wochen mehr über Ermittlungen zu Menschenhandel. Natürlich sind diese zwei Wochen nicht genug, aber dann müssen die Teilnehmer die Seminarinhalte im Arbeitsalltag anwenden, um ihre Fähigkeiten zu verbessern.*

Der Polizeigeneral antwortet leise und bedächtig. Er, der Übersetzer und ich sitzen auf dem Sofa am Kopfende eines langen Tisches, die Zuschauer

um uns herum. Wie auf dem Präsentierteller.

*Frage: Welche Fähigkeiten sind es denn, die es für den Ermittler-Job benötigt?*

*Antwort: Dieses Training ist für Trainer. Alle Teilnehmer sind zukünftige Lehrgangsleiter. Wie gesagt, die besonderen Fähigkeiten der Trainer sind Ermittler-Fähigkeiten. Bei diesem Lehrgang geht es in erster Linie um Menschenhandel, also möchten wir, dass sie ihre Ermittler-Fähigkeiten im Menschenhandel verbessern.*

*Frage: Bitte entschuldigen Sie, dass ich nochmals frage: Was bedeutet 'Ermittlungen' denn? Was tun die Ermittler um zu ermitteln?*

Der Dolmetscher zögert nicht mit der Übersetzung, aber lässt sich viel Zeit. Es dauert lange, bis er die Frage übersetzt hat.

*Antwort: Wenn wir über 'Ermittlungen' reden, sprechen wir vor allem über die Sammlung von Informationen. Welche Info auch immer, damit die Polizei die notwendigen Infos erhalten kann. Wie ich bereits zu dem Lehrgangsinhalt sagte: Es beinhaltet Themen der Opfererkennung, Verdächtigen-Interviews und solche Sachen. Diese Inhalte sind die Grundlage aller Ermittlungen.*

An dieser Stelle bricht Sara Piazzano das Interview abrupt ab. Die Nachfragen machen sie nervös, sie fühlt sich für meine Fragen verantwortlich. Im Auto später wird sie mir sagen, dass sie an der Körpersprache und am Ausdruck des Generals lesen konnte, wie unangenehm ihm die Situation war. Wie bloßgestellt er sich vor seinen Kollegen gefühlt hat. Als NGO müsse sie auch auf so etwas achten, das wäre wichtig. Bitte nicht falsch verstehen.

Sämtliche westlichen NGO-Mitarbeiter, mit denen ich während meiner Recherche spreche, betonen, wie gut und wie eng die Anti-Trafficking-Arbeit mit der kambodschanischen Regierung abläuft. Zumindest, wenn das Aufnahmegerät mitläuft. Hinter vorgehaltener Hand üben einige dagegen harsche Kritik, aber keiner möchte sich damit zitieren lassen. Tenor: Ohne die kambodschanische Regierung geht die Arbeit nicht, mit ihr aber auch nur schwer. Es ist offensichtlich: die NGOs müssen vorsichtig sein. Sie fürchten um ihre guten Beziehungen, haben Angst nicht mehr zu den nächsten „Joined Meetings“ der zuständigen Ministerien eingeladen zu werden, sorgen sich möglicherweise sogar um ihre Lizenzen.

Wie effektiv die Behördenarbeit im Anti-Menschenhandel-Kampf tatsächlich ist, bleibt mir bis zuletzt unklar. Die Zahlen sind widersprüchlich, eine einheitliche (öffentlich einsehbare) Datenerhebung findet nicht statt. Die kambodschanischen Behörden melden, auf Grundlage von Medien- und NGO-Berichten, 53 Human-Trafficking-Strafverfolgungsfälle für das Jahr 2016. Das National Committee of Counter Trafficking (NCCT) ist seit neun Jahren die nationale Speerspitze, das zentrale Behörden-Organ im Kampf

gegen den Menschenhandel. Es bündelt die Expertise und Arbeitskraft verschiedener Ministerien und NGOs unter der Leitung des Innenministeriums. Das NCCT wiederum gibt an, dass im vergangenen Jahr über 100 Menschenhändler gerichtlich überführt und deren Prozesse abgeschlossen werden konnten.

Ist das viel? Oder doch eine geringe Zahl bei hunderttausenden versklavten und ausgebeuteten Kambodschanern? Peter Williams von International Justice Mission nennt es diplomatisch „einen Beginn“ und hofft auf Abschreckungseffekte durch Medienberichte. Das NCCT selber hat sich für meine E-Mail-Anfrage zu den offiziellen Zahlen und einer Bewertung der Zahlen zwar bedankt, bisher aber noch keine Antwort oder Stellungnahme formuliert. Für das erste Halbjahr 2017 gibt es aber eine Bilanzpressemeldung, in der das NCCT selbstbewusst einen „Anstieg der Anti-Trafficking-Operationen von 127 Prozent“ vermeldet, insgesamt habe es 66 Razzien gegen mutmaßliche Menschenhändler-Netzwerke gegeben.

Darüber hinaus heißt es in einem aktuellen Bericht des kambodschanischen Außenministeriums, rund 800 Trafficking-Opfer wären im Jahr 2016 von der Regierung gerettet und rückgeführt worden.

Die Zahlen sind schwierig einzuordnen und unmöglich genau zu überprüfen. Wie also lassen sich die Bemühungen der kambodschanischen Regierung bewerten? Die gleiche Frage hat sich auch das US-Außenministerium gestellt. In jedem Jahr gibt es einen Menschenhandelsreport heraus, in dem auch die Zustände und Entwicklungen in einzelnen Staaten dargestellt werden – auch in Kambodscha. Im listeninternen Ranking befindet sich Kambodscha derzeit auf „Tier List 2“, der mittleren von drei Bewertungskategorien. Das heißt, in den Augen der USA erfüllt Kambodschas Regierung nicht einmal die Minimalstandards zur Eliminierung von Menschenhandel. Das US-Außenministerium erkennt aber (häufig und viel zitiert) an, dass die kambodschanische Regierung „signifikante Anstrengungen“ unternimmt, diese Minimalstandards zu erreichen. Darüber hinaus kritisiert der Report beispielsweise, dass grassierende Korruption, mangelnde Datenerhebung und fehlende Undercover-Ermittlungstechniken die Strafverfolgung erheblich erschweren.

Denn eigentlich verfügt Kambodscha über ein robustes Equipment an juristischen Mitteln. Seit 2008 gilt in Kambodscha ein fortschrittliches Gesetz zur Eindämmung von Menschenhandel und sexueller Ausbeutung. Die 30 Artikel in dem Gesetz werden gelobt, von unabhängigen internationalen NGOs wie IJM und auch vom US-Außenministerium. Eine gute gesetzliche Grundlage ist also vorhanden, sie muss allerdings auch angewendet werden. Keine Selbstverständlichkeit in einem der korruptesten Länder der Welt. Die Artikel definieren kleinteilig verschiedene Formen und Stufen von Men-

schenhandel und Ausbeutung. Von der Anwerbung über den Transport bis zur Sklavenhaltung. Und die Strafen sind hart: 15 bis 20 Jahre Haft stehen beispielsweise auf illegaler Cross-Border-Verschleppung, Ausbeutung, An- oder Verkauf von Menschen. Besonders streng ist das Gesetz, sobald die Absicht zur Ausbeutung und Versklavung bereits von Anfang an offenkundig war. Aber auch reine Transporteure, die Menschen „nur“ illegal über die Grenze schaffen und nicht an der Ausbeutung beteiligt sind, müssen mit mehrjährigen Haftstrafen rechnen (Artikel 11). So sollen sich die einzelnen Glieder der Ausbeutungsindustrie nicht mehr aus der Verantwortung stellen können. Und: die Strafverfolgung im Menschenhandel ist enorm schwierig, da die Beweisführung oft fast unmöglich ist. Der Tatbestand des Menschenmuggels hingegen ist viel leichter zu beweisen.

Auch Thailand unternimmt ernsthafte Bemühungen, Menschenhändler und Sklavenhalter aufzuspüren und hart zu bestrafen – mittlerweile auch unter den eigenen Militärangehörigen.

## 9. Der Neutrale: Gespräch mit einem Journalisten

May Tithara kommt verkaterert zum Interview. Zerknittertes Hemd, Anfang 30, halblange Haare, Buddy-Typ. Während des Gesprächs stürzt er mehrere Flaschen Wasser hinunter. Er grinst. Gestern waren Freunde bei ihm zu Gast, sagt er, da könne er ja nicht ablehnen zu trinken. Und außerdem wäre heute ja eigentlich sein freier Tag.

In der kambodschanischen Medienbranche kennt man May. Zurzeit schreibt er für die Khmer Times, eine der größten englischsprachigen Tageszeitungen in Kambodscha. Sein Spezialgebiet: Menschenhandel.

Die Redaktion der Khmer Times liegt so versteckt in einem trüben, grauen Hinterhof, dass selbst die Nachbarn nichts von den Journalisten wissen. Im vierten Stock stolpere ich in das Großraumbüro der Zeitung, ein einziges Klischee klassischer Zeitungsredaktion. Übernächtigte Politikredakteure, turmhohe Stapel von Papieren und alten Zeitungen, angetrocknete Kaffeetassen. Und ein verkaterter Starreporter.

Mit seinen Investigativ-Recherchen zu Human Trafficking hat May Tithara schon einige renommierte, asiatische Journalistenpreise gewinnen können. Einmal hat er sich eine Woche lang auf ein thailändisches Fischerboot geschmuggelt, um dort die versklavten Kambodschaner interviewen zu können. Ein anderes Mal ist er tagelang mit kambodschanischen Holzfällern in Thailands Wäldern unterwegs gewesen, inklusive bestochener Grenzposten und schießwütiger Thai-Polizisten. Er lacht wieder. Seiner Frau erzählt er erst nachher von den Recherchen.

May Titthara schildert, wie er bei seinen Recherchen häufig auf eine Mauer des Schweigens trifft. Zum einen bei den großen Unternehmen, Recruitment Agencies und thailändischen Arbeitgebern, aber auch in den Heimatdörfern der Opfer. „Zuerst ist es schwierig sie überhaupt zu finden und ihren Spuren in die Dörfer zu folgen. Und dann wollen die Familien auch nicht reden. Keiner redet.“ Für ihn ist das ärgerlich, für die Nachbarn aber geradezu gefährlich, sagt er. „Die Familien bleiben ruhig, obwohl sie wissen, dass Väter, Mütter, Kinder Menschenhandelsopfer geworden sind. Ich weiß nicht warum. Vielleicht schämen sie sich. Und die Nachbarn vertrauen dann den gleichen Typen und Mittelsmännern und lassen sich auch täuschen.“

Und die Regierung? Macht sie eine gute Arbeit? Der Journalist überlegt, dann kommt eine gesplante Antwort. Auf der einen Seite versucht die Regierung wirklich viel, sagt May Titthara. Auch die lokalen Behörden informieren über die Risiken von illegaler Migration und mittlerweile gibt es sogar ein offizielles kambodschanisches Büro in Thailand, eine Art Zweigstelle des Anti-Trafficking-Departments, das Opfern hilft heimzukommen. Aber das NCCT, das Forum von Ministerien und NGOs, das wäre einfach „just a big blabla“. Die würden bloß viel reden und ankündigen, aber nichts machen.

## **10. Die Problem-Provinz: Mit Samaritan's Purse in Banteay Meanchey**

Zuerst habe ich innerlich über Barry Jessen und seinen riesigen Ford Rover geschmunzelt. Klar, habe ich gedacht, ist ja wieder typisch: Westlicher Entwicklungshelfer mit stolzem Allrad-Pick-up, strahlend weiß lackiert und mit breitem NGO-Logo auf den Türen. Was für eine Geldverschwendung, habe ich gedacht. Gibt es nicht bessere Wege Entwicklungsgelder zu verwenden als mit schweren Autos?

Vorab: Ich habe meine Meinung schnell geändert. Auf den Wegen, auf denen wir in den nächsten Tagen unterwegs sind, ist jedes einzelne PS und jede kleine Federung bitter nötig.

Es hat lange gedauert, das Treffen mit Barry Jessen zu arrangieren. Bereits Monate vor meinem Reisebeginn habe ich seine Organisation, Samaritan's Purse, kontaktiert. Die amerikanische Organisation ist mir bei meinen Online-Recherchen aufgefallen, immer wieder bin ich auf ihre Projekte im Westen und Nordwesten Kambodschas gestoßen. Es sind Anti-Human-Trafficking-Projekte, manchmal auf Soforthilfe ausgelegt, manchmal langfristig und präventiv. Andere NGOs erwähnen Samaritan's Purse als leuchtendes Beispiel.

Es ist eine amerikanische Organisation, die sich in der Tradition des bibli-

schen, heiligen Samariters sieht. Überall auf der Welt unterhält sie Soforthilfe- und Entwicklungsprojekte, ungeachtet der Religion oder Nation, immer im Namen von Jesus Christus – auch in Kambodscha.

Nach vielen Telefonaten, WhatsApp-Call-Konferenzen und vielen, vielen E-Mails heißt es schließlich: ja, natürlich, kein Problem. Gerne begrüßt mich Samaritan's Purse in Banteay Meanchey, Kambodschas westlichster Provinz, direkt an der thailändischen Grenze. Samaritan's Purse begrüßt mich in Person von Barry Jessen, dem australischen Manager des Anti-Trafficking-Programms in Kambodscha.

Barry Jessen ist ein eigenwilliger Charakter. Militärisch kurze Haare, scharf geschnittene Nase, Hände, die anpacken können. Sobald er strahlend aus dem Auto steigt, freuen sich die Menschen. Für sie ist er der Typ, der Entwicklung und gute Ideen in ihre entlegenen Dörfer gebracht hat, aber persönlich trauert Barry Jessen den Zeiten hinterher, in denen er die Dörfer nur auf Ochsenkarren und Trampelpfaden besuchen konnte. Mit dem blütenweißen, faltenfreien Hemd wirkt Barry Jessen in den morastigen Dörfern wie ein Besucher aus einer anderen Welt, zum Abendessen in der Stadt trägt er abgewetzte Basketballshorts und ausgelatschte Turnschuhe. Er legt Wert darauf, dass sein Hühnchen-Reis 2,50 Dollar kostet und nicht 2,70 Dollar, aber dann lädt er großzügig zum Essen ein.

Wir sind drei Tage unterwegs. Wir fahren kreuz und quer durch die Dörfer der Grenzregion. Drei Tage zusammen im Auto, kein Mal stellt Barry Jessen das Radio an. Er redet lieber, beantwortet geduldig und selbstkritisch alle meine Fragen. Wenn der Ford Rover mit einem steilen Hang oder tiefem Matsch kämpft, klopft er auf die Handablage: „Sorry girl, but you can do it.“

Wir besuchen die Vorzeigeprojekte von Samaritan's Purse in der Provinz Banteay Meanchey, die den Verlockungen von Thailands Hunger nach Arbeitskräften am schutzlosesten ausgeliefert ist. 17 % aller Kambodschaner, die nach Thailand gehen, kommen aus dem verhältnismäßig kleinen Banteay Meanchey.

### **10.1 Die Zurückgebliebenen: Wenn Eltern ihre Kinder zurücklassen – Oma Cheurn Proun und das verlassene Dorf**

Das gelobte Land liegt hinter Oma Cheurn Prouns Gemüsegarten. 150 Meter die Wiese rauf, an den struppigen Büschen vorbei und noch durch das alte Flussbett. Nachts, wenn alles ruhig ist und die Straße still wird, kann Oma Cheurn Proun sie hören: die illegalen Migrantinnen. Die, die um jeden Preis nach Thailand wollen, aber keine Papiere, keinen Pass und keine Erlaubnis haben. Die, die sich im Schutz der Nacht über die grüne Grenze

schlagen. Viele davon kennt Oma Cheurn Proun persönlich, sie kommen aus den Nachbardörfern.

Thailand. Immer wieder Thailand. Thailand ist überall, so scheint es zumindest in Banteay Meanchey. Hier teilt sich Kambodscha 165 Kilometer Grenze mit Thailand, aber noch präsenter ist das Nachbarland in den Köpfen der Bewohner, in ihren Träumen, Hoffnungen, Zielen und Anschuldigungen. Und in ihren Antworten.

Chouk Chey heißt das Dorf, in dem Oma Cheurn Proun wohnt. Hier lebt auch Bourey Phon, der Mann, der seit seiner Rückkehr von den Baustellen Thailands arbeitsunfähig ist. Chouk Chey ist ein idyllisch gelegenes Dorf auf einer sanften Hügelkuppe mit kleineren Reis- und Maniokfeldern. Samaritan's Purse arbeitet mit den Dorfbewohnern. Das aktuelle Projekt: eine sichere Wasserversorgung durch Bohrlöcher und Brunnsensysteme. Konstanz für die Reisernte, Unabhängigkeit vom Klima.

Um nach Chouk Chey zu gelangen, verlassen wir die asphaltierte Nationalstraße. Soupia, eine lokale Mitarbeiterin von Samaritan's Purse, begleitet Barry Jessen und mich. Betonplatten lösen Asphalt ab, die Straße wird zum sandigen Schotterweg, der Schotterweg zum matschigen Feldweg, der Feldweg zum buschigen Trampelpfad. Nachts hat es geregnet: die Erde ist tief und schwer und lässt die Reifen kaum greifen.

Am Wegesrand sind auffallend viele Häuser verwaist, die Türen verrostet, die Fenster tot. Überwucherte Bauruinen erzählen stumme Geschichten, wie Familien während des Baus das Geld ausgegangen ist. Oma Cheurn Prouns Dorf ist halb leer. Später berichten die verbliebenen Dorfbewohner: Rund die Hälfte der Menschen ist weggezogen, auf der Suche nach Arbeit, Geld und einem besseren Leben. Und fast ausschließlich alle sind nach Thailand gegangen. Zurück bleiben die, die nicht in Thailand arbeiten können: die Alten, die Kranken, die Schwachen – und die Kinder.

In einer nahegelegenen Schule bekomme ich einen Eindruck von der Dimension der örtlichen Abwanderung. Vor einer neunten Klasse, alle in weißem Hemd und schwarzer Hose oder Rock, frage ich, wie viele der Schüler einen Verwandten haben, der in Thailand arbeitet. Von fast allen der rund 60 Schülern ruckt ein Arm in die Luft. Migration, das ist hier eine Selbstverständlichkeit.

Als wir an Oma Cheurn Prouns Haus ankommen, umarmt sie Barry Jessen – und mich gleich dazu. Im Dorf ist sie eine angesehene Frau, 60 Jahre alt, wildes Blümchenmuster auf dem Kleid. Sie hat einen eigenen kleinen Bauernhof, mit Gemüse, Zitronengras, Hühnern und mittlerweile auch einer geregelten Wasserversorgung. Der Hof ist sauber gefegt, hinter dem typisch-kambodschanischen Stelzenhaus liegt ein kleiner Schuppen mit Hühnerstall. Kinder in Fußballtrikots wuseln durch den Garten, in einer der

Hängematten schlummert ein Baby. Aber Oma Cheurn Proun hat ein Problem: Sie muss sich nicht nur um sich, den Hof und ihren kranken Mann kümmern, sondern auch zehn Enkelkinder großziehen. „Alle meine Kinder sind in Thailand“, sagt sie. „Auf Baustellen oder auf Plantagen. So wie alle hier.“

Es ist nicht einmal jemand da, der Oma Cheurn Proun dabei helfen könnte, den neuen Wassergraben zu ziehen. Jemand, der die wirklich schwere Arbeit für sie machen kann. Natürlich würde sie dafür bezahlen, aber die Thais zahlen einfach viel, viel mehr für die gleiche Arbeit. So kommt es auch, dass viele Felder in Chouk Chey brach liegen oder die Ernte verfällt: die gleiche Arbeit ist wenige Meter weiter, in Thailand, bis zu drei oder vier Mal besser bezahlt. Die Jugend verlässt das Dorf, Eltern lassen ihre kleinen Kinder zurück und Kinder ihre betagten Eltern. Etwa 60 Prozent der Kambodschaner in Thailand sind zwischen 20 und 40 Jahren alt, mehr als 80 Prozent sind zwischen 20 und 60 Jahren alt.

Oma Cheurn Proun ist der Traum jeder NGO. Ein Vorzeigebispiel. Früher hat sie Kühe gehütet und etwa 25 Dollar im Monat verdient, jetzt, mit dem neuen Wassersystem und ein paar Schulungen, züchtet sie Hühner und baut Zitronengras an. Das bringt 93 Dollar im Monat. Um sich selbst macht sich Oma Cheurn Proun keine Sorgen, trotz Schulden. Finanziell kommt sie durch. Auch, weil ihre Kinder in Thailand Arbeit gefunden haben und regelmäßig Geld schicken. Trotzdem reicht es nicht, das baufällige Wohnhaus zu renovieren oder gar ihre Schulden zurückzuzahlen. Zehn Enkel wollen essen. Das geht vor.

Vor dem flachen Schuppen wartet das „Wasser-Komitee“ des Dorfes auf uns. Abgesehen von Oma Cheurn Proun sind es ausschließlich Männer. Warum eigentlich? „Frauen können gut mit Geld und Haushalt umgehen, aber von Technik haben sie keine Ahnung“, erklären die Männer mir. Oma Cheurn Proun nickt zustimmend. Wir diskutieren über die neue Wasserversorgung, ich möchte wissen: Was heißt das für illegale Migration? Einige Haushalte, so wie Oma Cheurn Proun, profitieren offensichtlich. Aber das große Ganze? Ändert das neue Wasserleitungssystem etwas am Versiegen des Dorfes?

„Nein“, heißt es nach einer Besprechungszeit. „Die meisten werden weiterhin gehen“, sagt Oma Cheurn Proun. Wenn das Wassersystem fertig ist, gehen vielleicht 20 Prozent weniger Leute. Aber die meisten werden nicht bleiben.“

Über die Gefahren der illegalen Migration, über Ausbeutung und Menschenhandel sind sich alle bewusst. Geschichten wie von Bourey Phon sind allen hier bekannt. Dazu organisieren NGOs wie Samaritan's Purse Aufklärungskampagnen. Was ist ein Reisepass? Wie beantrage ich ihn?

Wozu braucht man einen Reisepass? Welche Gefahren gehen von illegaler Migration und unregistrierten Arbeitsvermittlern aus? Vor den Kampagnen, sagt Soupia, Barry Jessens Kollegin, haben viele noch nie von einem „Reisepass“ gehört. Und wussten noch weniger, wie man einen beantragt. Oder wo die Hauptstadt liegt, in der die Reisepässe beantragt werden müssen. Das hat ihnen nie jemand beigebracht, nie erklärt, „Reisepass“ war nie Thema.

Reisepass? Nein, zu teuer. Unerschwinglich, glaubt das Wasser-Komitee. „Der muss billiger werden, meinen sie, sonst ändert sich hier gar nichts.“, sagt der Übersetzer.

Ich frage nach der Zukunft. Was sind Pläne, Träume, Ziele? Und werde überrascht, denn es bleibt still. „Genügend Wasser haben“, sagt ein Mann. „Ein paar mehr Hühner“, sagt Oma Cheurn Proun. Soupia hört diese Art der Antworten immer wieder, wenn sie in den ländlichen Dörfern arbeitet. „Die Leute hier planen nur von Tag zu Tag. Es gibt kaum langfristige Entscheidungen, auch keine Einnahmen- und Ausgabenkalkulationen“, sagt sie. „Wir müssen ihnen förmlich beibringen, wie man träumt.“

Oma Cheurn Proun sorgt sich um ihre Kinder in Thailand. Auch sie sind illegale Migranten, recht- und schutzlos wie Bourey Phon damals, obwohl bisher aber alles gut gegangen ist. Und Oma Cheurn Proun sorgt sich um die nächste Generation, ihre Enkel. Gleich zehn müssen satt werden, gleich zehn brauchen ihre Pflege, Aufmerksamkeit, Hilfe in der Schule und Liebe. Wie soll sie das schaffen? Wie sollen die Kinder etwas lernen für die Zukunft? Wie den Teufelskreis durchbrechen? Wie kann das Dorf in Zukunft weiterexistieren? Einige der älteren Enkel arbeiten jetzt schon tageweise in Thailand anstatt im eigenen Dorf zu helfen – es ist schlicht lukrativer. Und wie sollen sie später einmal den Versprechungen der Arbeitsvermittler und Anwerber widerstehen?

Also was ist Thailand? Auf der einen Seite sichert es den Familien Arbeit und genügend Geld, auf der anderen Seite ist es riskant und zerreißt die Gemeinschaft zu Hause. Mal wirkt Thailand in den Antworten wie ein Ort der Gefahr und der Angst. In anderen Antworten schwingt Bewunderung und sogar Sehnsucht mit, nach dem vermeintlichen Wohlstand und den unbegrenzten Möglichkeiten Thailands. Also was ist Thailand für Oma Cheurn Proun? Segen oder Fluch? Himmel oder Hlle? Heaven or hell?

Sie grbelt kurz und lächelt dann. Die Lachfalten zerfurchen das Gesicht, aber die Augen bleiben ernst: „Thailand is heaven“, sagt sie. „For Thais.“

## 10.2 Die grüne Grenze: Im Dschungel um 04.30 Uhr früh

Gegen vier Uhr am nächsten Morgen brechen wir wieder auf. Wir sind in

Poipet, einer staubigen Grenzstadt ohne jeden Charme, die den größten offiziellen Grenzübergang zwischen Thailand und Kambodscha beherbergt. Die Stadt ist ein Nadelöhr für tausende von Trucks, Bussen und Menschen, die täglich die Grenze passieren. In der Stadt wirbeln sie den Dreck auf, es ist laut, ungemütlich und es riecht süßlich nach verbranntem Müll.

Das Niemandsland zwischen Kambodscha und Thailand dominieren kloßige Spielcasinos, denn in Thailand ist Glückspiel verboten. Wohlhabende Thais wollen in Kambodscha spielen, arme Kambodschaner in Thailand arbeiten. Wir fahren nachts an den Casinos vorbei, an ihren schrillen Lichterketten und blinkenden Plastiktannenbäumen.

Es geht in Richtung Grenze. Nicht zu dem offiziellen Checkpoint, sondern nach Prey Kub, einem halblegalen Grenzübergang. Prey Kub liegt 30-40 Minuten Fahrtzeit im Norden Poipets. Es ist die grüne Grenze zu Thailand mitten im Dschungel. Hier gehen die entlang, die jeden Tag in Thailand arbeiten und abends wieder zurückkommen. „Daily labor crossings“, nennen die NGOs und Grenzposten das im Fachjargon.

Als wir ankommen, ist es noch stockdunkel. Im düsteren Licht einer kargen Holzhütte erkenne ich einen verrosteten Schlagbaum, Stacheldraht und jede Menge dichtes Gestrüpp, das einen kurvigen Pfad säumt. In das monotone Gezirpe der Grillen mischen sich die ersten morgendlichen Hahenschreie.

Heute sind die Grenzposten in Mannschaftsstärke angetreten. Ein Kommandant mit breitem Stiernacken, fünf Grenzposten mit Funkgeräten. Alle in olivgrünen Uniformen, schwarz-glänzenden Armeestiefeln, schneidige Baretts. Sie wussten, dass heute ein Journalist zu Besuch kommt, denn eine zehntägige Anmeldung vorab ist Pflicht.

Ein paar Minuten später erreichen die ersten Tagelöhner den Schlagbaum. Einige stapfen in Flip-Flops in Richtung Thailand, andere in Gummistiefeln. Es sind Jugendliche, Frauen, Männer und sogar Kinder. Sie sind in Eile, denn nur wer rechtzeitig ankommt, erhält auch einen Job. Trotzdem komme ich mit einigen ins Gespräch, zum Beispiel mit Wun, einer mittelalten Frau, und ihren Begleitern. Alle tragen Hüte mit Sonnenschutz und Handsicheln. Equipment für die Feldarbeit.

*Frage: Wohin geht ihr?*

*Antwort: Zur Arbeit nach Thailand. Um 16:00 Uhr sind wir zurück.*

*Frage: Was macht ihr da?*

*Antwort: Wir jäten Unkraut. In Zuckerrohrfeldern oder Maniokfeldern. Immer auf anderen Feldern.*

*Frage: Wieso in Thailand?*

*Antwort: Hier gibt es keinen Job und wir brauchen alle Geld. In Thailand kriegen wir 200 Baht pro Tag [Anmerkung: circa 6 Euro]. In Kambodscha*

wären es rund 160 Baht, aber es gibt ja keine Jobs.

*Frage: Habt ihr Ausweise oder Dokumente dabei?*

Zur Antwort kramt sie in ihren Taschen. Die Handsichel klappert. Sie zieht eine kleine, laminierte Karte aus der Tasche. „Ja, hat sie.“, dolmetscht der Übersetzer, „eine Art Work-Permit für einen Tag.“ Dann müssen sie weiter. Heute sind es rund 300 bis 400 Arbeiter, die in Prey Kub die Grenze überqueren. Unter dem Schlagbaum durch, 600 Meter den Dschungelpfad entlang, dann den Thai-Checkpoint passieren. Wer den Pfad verlässt, der riskiert sein Leben: Begegnungen mit vergessenen Tretminen und thailändische Patrouillen können tödlich enden.

Hier sind alle mit diesen laminierten Kärtchen unterwegs. Es zeigt ein Foto, eine Nummer und den Namen des Tagelöhners. Das System funktioniert so: Wer als Tagelöhner arbeiten will, kauft sich ein persönliches Kärtchen. Beim Überqueren der Grenze morgens zählen die thailändischen Grenzposten die Kärtchen. Wer kein laminiertes Kärtchen hat, wird nicht durchgelassen. Am Nachmittag, wenn alle Tagelöhner wieder zurück nach Kambodscha strömen, zählen die Thai-Grenzer erneut die Kärtchen. Sie vergleichen die morgendliche und nachmittägliche Anzahl und überprüfen, ob alle Tagelöhner auch wirklich wieder das Land verlassen. „Es gibt keine illegalen Migranten hier. Ohne Karte, kein Crossing.“, sagt der Stiernacken-Kommandant zufrieden. Das System ist akzeptiert und etabliert, juristisch legal ist es aber nicht. Den Tagelöhnern – und auch dem Stiernacken-Kommandanten – ist das nicht bewusst. Es ist ein Provisorium, das an diesem Grenzübergang funktioniert, weil alle mitspielen.

Als ich Barry Jessen um eine Bewertung dieses Provisoriums bitte, lässt er sich Zeit. Er hat eine klare Meinung dazu, denkt aber einige Minuten über eine zitierfähige Antwort nach: „Die schiere Anzahl der Menschen und die Tatsache, dass sie sich keinen Reisepass leisten können, bedeuten, dass sie nicht komplett legal die Grenze überqueren. In vielen Fällen gibt es ein lokales System, entwickelt von der kambodschanischen und thailändischen Polizei, bei dem sie Karten oder Coupons einsetzen und Namen abchecken können. Und das ermöglicht den Leuten überhaupt zu arbeiten, Geld zu verdienen. Die Gefahr dabei ist, dass sie immer noch keine legalen Migranten sind. Sie sind abhängig von der Gnade des Arbeitgebers und haben keinerlei Ansprüche, sollte irgendetwas schief gehen.“

Die Tagelöhner wohnen alle in der Nähe der Grenze, sagt der Stiernacken-Kommandant. Ein Glücksfall für sie, denn sie können jeden Abend heimkehren. Sie müssen nicht in Thailand wohnen, essen, schlafen, Angst haben, verhaftet zu werden. Auch eine schlimme Ausbeutung ist unwahrscheinlich, sie arbeiten auf Tagelöhner-Basis. Andere, die weiter entfernt wohnen, haben die Tagelöhner-Option nicht. Um Geld zu verdienen, müssen

sie dauerhaft nach Thailand gehen.

Der Grenzübergang in Prey Kub zeigt eines deutlich: in Kambodscha gibt es nicht genügend Jobs. Und selbst wenn es sie gäbe, in Thailand ist die Arbeit besser bezahlt. In der Erntezeit, so der Kommandant des Grenzpostens, sind es häufig 800 bis 1.000 Tagelöhner, die täglich die Grenze überqueren. Und Prey Kub zeigt: Legale Wege der Grenzüberquerung mit offiziellen Dokumenten sind zu teuer und trotzdem findet Migration, finden Migranten ihre Wege.

### **10.3 Die unfreiwilligen Rückkehrer: Deportiert im Käfig. Das Migrant Assistant Center Poipet**

Zurück in Poipet City, ein Steinwurf von der Grenze entfernt.

Der Regen prasselt so heftig auf das Wellblechdach, dass ich kein Wort von dem verstehe, was Try Naisoy mir erklärt. Die Straßen sind hoffnungslos überflutet, das Wasser drückt sich durch jeden Spalt und jede Ritze. Dringt in Häuser und Geschäfte ein. Durchweicht Kleidung, Schuhe, Lebensmittel. Try Naisoy hat hier das Sagen. Quietschige Stimme, neongelbe Warnweste, Pferdeschwanz. Sie ist die Koordinatorin im „MAC“, dem Migrant Assistant Center Poipet, in dem wir uns gerade befinden.

Ein Truck der thailändischen Polizei kämpft sich gegen den Sturzbach die Straße hoch. Es ist ein durchschnittlicher, hellbrauner Pick-up mit einer Käfigkonstruktion auf der Ladefläche. Der Käfig erinnert unangenehm an eine überdimensionierte Flugzeug-Tier-Transportbox, nur, dass sich darin Menschen befinden. Auf der Außenseite des Metallgitters prangen Police-Schriftzüge und Thai-Wappen. Durch die Gitterstäbe zwingen sich nasse Hände und Finger, oben die der Erwachsenen, unten die der Kinder.

Der Käfig-Truck hält vor dem Migrant Assistant Center. Das MAC ist die erste Anlaufstelle für deportierte Migranten aus Thailand. Hier kommen die Kambodschaner an, die in Thailand von der Polizei als illegale Migranten ertappt und verhaftet worden sind. Nach einiger Zeit im Gefängnis werden sie in Trucks und Bussen zurück über die kambodschanische Grenze deportiert und vor dem MAC abgeladen. Im vergangenen Jahr waren es mehr als 50.000 „Returnees“, die am MAC angekommen sind. Dieses Jahr werden es vermutlich deutlich mehr sein. Etwa jeder Fünfte von ihnen, schätzt Try Naisoy, ist ein Opfer von Menschenhandel, Ausbeutung oder beidem.

Das Migrant Assistant Center wirkt auf den ersten Blick nicht besonders einladend. Mehrere Dutzend knallblauer Plastikstühle stehen auf dem nackten Betonboden einer ehemaligen Markthalle, eingezäunt von mannshohem Maschendrahtzaun. Alle vier Seiten sind offen und gut einsehbar. Ein soli-

des Wellblechdach schirmt den Verschlag vor Regen und Hitze ab, einige Neon-Röhren spenden fahles Licht. Entlang eines Maschendraht-Zauns haben die NGOs ihre Büros. Samaritan's Purse zum Beispiel ist Mitbegründer des MAC. Sie stellen heute die größte Mannschaft, auch Try Naisoy gehört dazu. Das IOM-Büro liegt direkt nebenan. Deren Mitarbeiter kümmern sich vor allem um die medizinische Versorgung. Damnok Toek hat sich auf die Bedürfnisse von Kindern spezialisiert, IJM auf juristische Belange. Wäre die Atmosphäre nicht so beklemmend, würden die aneinandergereihten, offenen Büros an Autoverleih- oder Reiseschalter am Flughafen erinnern. Auch die kambodschanischen Behörden haben ein Office, es liegt auf der anderen Straßenseite. Trotz aller Erklärungsversuche erschließt sich mir die Aufgabe des offiziellen Büros nicht. Es soll die ankommenden Busse koordinieren, aber jeder Pick-up erreicht das MAC ohne Vorwarnung, ohne jeden Anruf.

Noch immer schüttet es in Strömen. Auf dem Boden des Käfigs haben sich schon längst Pfützen gebildet, in denen die Eingesperrten ausharren. Es ist schwer, sie zu zählen. Vielleicht sind es 30, vielleicht 40, vielleicht noch mehr. Sie stehen eng aneinandergedrückt hinter den Gitterstäben, einige halten Kinder auf dem Arm.

Try Naisoy ist jetzt in ihrem Element. Zwei, drei kurze Anweisungen, dann ist ihr Team bereit. Plastikstühle werden freigeräumt, Maschendraht-Tore aufgesperrt und Checklisten vorbereitet. Die NGO-Mitarbeiter sind eine eingespielte Truppe, der Einsatz Routine. Die Trucks kommen immer ohne Vorwarnung, ohne Anruf. Heute ist es schon der Vierte, der ankommt. Am nächsten Tag werden es am Ende acht sein, am Sonntag dann 14. Mit einem Megaphon übertönt Try Naisoy sogar den Regen. Polizisten öffnen eine kleine Gittertür am Heckende des Käfigs, zerren die ersten durchnässten Deportierten heraus. Viele sind barfuß, andere tragen Flip-Flops. Zwei, drei glitschige Trittstufen herab, ein paar Schritte durch den Regen und das Maschendraht-Tor in den überdachten Innenraum des MAC. Es sind viele junge Männer dabei, offenbar alleinreisend.

Da ist zum Beispiel Kan Bun, ein junger Mann mit schwarzen Locken aus der Oddar Meanchey Provinz. 30 Dollar hat er dem Schleuser für die Fahrt nach Thailand bezahlt. Kein Pass, keine Papiere. Versprochen war ein Job als Holzfäller, 10 Dollar Gehalt pro Tag und Essen noch dazu. Den Job als Holzfäller gab es tatsächlich, Gehalt dagegen nie. Nur das Essen, Erpressungen und am Ende die Polizei und Gefängnis.

Aber auch Frauen, Mädchen, Kinder, ganze Familien sitzen auf den Plastikstühlen. Das Gepäck passt in kleine Plastiktüten. Sry Sun hat gar kein Gepäck dabei, nur ihre beiden Töchter. Sie ist 35 Jahre alt und sieht aus wie 50. In ihrem Heimatdorf hat sie Schulden, ihre Mutter ist krank. Sie hatte

keine Wahl und musste nach Thailand Geld verdienen. Ohne einmal anzuhalten hat der Arbeitsvermittler sie direkt auf die Baustelle in Thailand gefahren. Gehalt gab es nie, dann war sie zwei Monate im Gefängnis, jetzt sitzt sie hier.

„Sie haben kein Geld, kein Essen, nichts“, sagt Try Naisoy, „siehst Du? Sie tragen Häftlingskleidung. Seit zwei Monaten, nur ein einziges Kleidungsstück.“ Try Naisoys Kollegen bringen Wasser, Reis, kleinere Snacks und Kleidung. Und sie befragen die Angekommenen. „Kurzinterviews“, nennt Try Naisoy das im Vorbeigehen, als sie noch mehr Reis aus dem Lager holt. Mit iPads arbeiten sich die Helfer durch die Reihen. Wo kommst Du her? Wo willst Du hin? Was ist in Thailand passiert? Wie bist Du nach Thailand gekommen? Mit einem „Broker“? Wo hast Du gearbeitet? Hast Du Dein Gehalt erhalten? Brauchst Du Hilfe?

Viele der Rückkehrer können in der Regel zwar gut beschreiben, was ihnen passiert ist, schildern mir NGO-Helfer aus ihrer Erfahrung. Aber einzuordnen, dass sie Opfer von Ausbeutung oder sogar Menschenhandel geworden sind, können die wenigsten. Deswegen zeigen die NGOs kurze Erklärfilme in der Landessprache. Über Menschenhandel und über die Wichtigkeit von Reisepässen. Mit geschultem Blick beobachten die Helfer die Reaktionen der Zuschauer. Viele schauen desinteressiert zu, andere hingegen sind fast elektrisiert. Einem Kollegen von Try Naisoy fällt eine sehr junge Frau auf, die wie elektrisiert auf den Flat Screen starrt. Auf dem Bildschirm geht es gerade um Sex-Trafficking. Ihre Sitznachbarn, den Lärm, die Umgebung, die Nässe scheint die Frau komplett auszublenden. Der Helfer macht sich eine Notiz, wenig später befragt er sie besonders vorsichtig.

Die Befragungen verfolgen gleich mehrere Ziele. Den Helfern geht es darum, möglichst rasch Opfer von Menschenhandel und Ausbeutung zu identifizieren. Mal sind fast alle in der Gruppe betroffen, mal fast niemand, sagt Try Naisoy. Alle identifizierten Opfer erhalten individualisierte Unterstützung und werden – nach Zustimmung – ausführlich befragt. Denn die Massenbefragung eröffnet den NGOs auch die Chance, das Phänomen Menschenhandel und moderne Sklaverei mit Daten statistisch zu erfassen, mit Zahlen zu untermauern und daraus fundierte Rückschlüsse zu ziehen.

Jährlich investiert allein Samaritan's Purse rund 120.000 Dollar in das MAC: Registrierung, Erste Hilfe, Trauma-Erkennung, Weitertransport. Ist das nicht etwas, was eigentlich der Staat übernehmen muss? Barry Jessen schmunzelt über die Frage. Kein Kommentar.

Eine neue Megaphon-Durchsage ertönt, laut und durchdringend. Die Rückkehrer versammeln sich vor dem offenen Samaritan's Purse Büro. Einer der Mitarbeiter, mit Mikrofon und Soundsystem verstärkt, hält eine Ansprache in der Khmer-Landessprache. Eine lange Ansprache. Zehn Mi-

nuten, fünfzehn Minuten. Hunderte Menschen passieren das MAC jeden Tag. Ein idealer Ort, um viele Menschen gleichzeitig zu erreichen, um Aufklärungs- und Informationskampagnen durchzuführen. Zum Beispiel über Ausbeutung, Reisepässe oder sichere Migration. Aber worum geht es in dieser langen Ansprache? Ein Samaritan's Purse Helfer übersetzt einige Sätze. Ich bin überrascht: es geht um die Bibel, um Jesus Christus, um die Macht des Christentums. In Kambodscha ist der Buddhismus in der Staatsverfassung verankert. „Gehört Missionierung auch zum Tagesprogramm von Samaritan's Purse beim Migrant Assistant Center?“, frage ich Barry Jessen. „Es gibt natürlich keinen Zwang“, sagt er, „aber liegt es nicht in der Natur jedes Christen, die frohe Botschaft zu verkünden?“

## 11. Die Opfer: vier Schicksale, eine Geschichte

Es hat länger gedauert als gedacht, Interviews mit Opfern von Menschenhandel und moderner Sklaverei zu organisieren. Das hatte ich mir leichter vorgestellt, aber die Hilfsorganisationen sind vorsichtig. Sehr vorsichtig. Ich denke, das ist berechtigt. Viele Opfer sind traumatisiert und tragen ohnehin schon ein Stigma mit sich herum. Auch in Deutschland wäre es nicht ohne Weiteres möglich, ehemalige Sklaven oder verkaufte Menschen zu interviewen – wieso sollte es in Kambodscha anders sein? Trotzdem haben sich das Kontakteknüpfen, das Warten und das Rechtfertigen in der Hauptstadt ausgezahlt.

Hier und da bin ich gefragt worden, welchen tieferen Sinn Einzelfallgeschichten bei diesem Thema der Berichterstattung haben. Oder ob es nicht vielmehr um die Befriedigung voyeuristischer Tendenzen und Sensationsgier von Lesern und Journalisten gehe.

Ja, Protagonisten, Emotionen und Gesichter machen jede Geschichte lebendiger, spannender und lesefreundlicher. Aber es geht noch um mehr. Ich denke, bei diesem Thema ist es eine Frage des Respekts, Opfer zu Wort kommen zu lassen. Ihre Geschichten anzuhören und sie weiterzutragen. Mit den Menschen zu sprechen und nicht nur über sie. Denn sie sind es, um die es geht. Sie können aus der eigenen Erfahrung berichten – plastischer und anschaulicher als jeder Entwicklungshelfer, jeder Polizist und jede Statistik. Den häufigsten und typischsten aller Fälle, die Ausbeutung von Kambodschanern auf thailändischen Baustellen, hat die Geschichte von Bourey Phon erzählt. Die folgenden vier Einzelschicksale sind ebenfalls nicht ungewöhnlich. In allen geht es um moderne Sklaverei, in denen Kambodschaner im Ausland ausgebeutet, verkauft oder verschleppt worden sind.

Die Fälle haben Gemeinsamkeiten: Armut, Ausweglosigkeit und fehlende Reisepapiere spielen bei allen eine Rolle. Die vier Beispiele zeigen aber auch, wie unterschiedlich, kompliziert und vielschichtig die einzelnen Fälle im Detail sind. Kambodscha als Quellland moderner Sklaverei.

### **11.1 Der verschleppte Fischer: „Erst in Indonesien habe ich etwas gemerkt.“**

Sieben Jahre lang hat Nhean Vibol in Thailand gearbeitet und alles ist gut gegangen. Harte Arbeit, aber gutes Geld. Die Arbeit auf den thailändischen Fischkuttern gilt als einer der gefährlichsten Jobs im Land. Selbst hartgesottene Männer erzählen mit Schauern von der harten Arbeit an Deck, der Kälte, den gefährlichen Maschinen. Thais wollen die Jobs kaum machen, also suchen die Fischer-Firmen billige Arbeitskräfte. Arbeitskräfte wie Nhean Vibol. Schulabschluss, Ausbildung – nicht nötig. Der 27-Jährige ist schon oft rausgefahren und hat auf See sein Geld verdient. Jobs in der Fisch-Industrie gibt es genug, denn noch nie war die weltweite Nachfrage nach Fisch so hoch wie heute.

Nhean Vibol hat sich für das Interview extra herausgeputzt. Ich treffe ihn in einem USAID-geförderten Rückführungsprogramm der Winrock-NGO. Himmelblaues Hemd, Anzughose, schwarze Schuhe. Der Aufzug passt nicht zu ihm. Unter dem Hemd zuckt ein beeindruckender Bizeps. Nhean Vibol wirkt nicht wie ein Typ, der in Hemd und Anzughose am Schreibtisch sitzt.

Er stammt aus einem Dorf in der Provinz Prey Veng im Südosten Kambodschas. Viele Geschwister, wenig Geld, keine Hoffnung. Er hat keine Schulbildung und nichts gelernt, deswegen findet Nhean Vibol keinen Job im Dorf. Und trotzdem muss er eine Familie ernähren, seine Frau fragt ständig nach Geld. Sein Bruder nimmt ihn das erste Mal mit nach Thailand, nachts schlagen sie sich heimlich durch die Wälder an der Grenze. Zusammen arbeiten sie in der Fischerei-Industrie. Die Arbeit ist so hart, dass sein Bruder aufgeben muss. Aber Nhean Vibol bleibt. Er macht alles selbst: keine Arbeitsvermittler, keine Schleuser, keine Mittelsmänner. Er vertraut nur sich selbst. Einer seiner Arbeitgeber stellt ihm irgendwann sogar eine „pink card“ aus, eine begrenzte Arbeitserlaubnis, das macht vieles leichter.

Im Januar gibt es ein neues Arbeitsangebot auf einem Fischkutter mit Kurs Thai-Gewässer. Einige Monate soll der Job dauern, jeden Tag acht Stunden Arbeit. Es sind 9.000 Baht pro Monat ausgemacht, rund 265 Dollar. Das ist fair. Nhean Vibol unterschreibt den Vertrag. Mit ihm sind noch 26 weitere kambodschanische Fischer auf dem Boot. Doch dieser Fischertrip ist anders als die anderen.

Die Fangquote ist schlecht. Die Fische bleiben aus. An fast allen Tagen muss Nhean Vibol länger arbeiten als abgesprochen. „Manchmal sogar zwei Tage am Stück, Tag und Nacht, keine Pause, kein Schlaf“, erzählt er. Irgendwann entschließt der Kapitän sich, die Thai-Gewässer zu verlassen und in malaiische Fanggründe einzudringen. Das GPS-Gerät, mit dem das Mutterunternehmen die Position des Schiffs orten kann, lässt er in einem kleinen Boot in thailändischen Gewässern zurück.

Die Fangquoten werden besser, aber der Kapitän steuert den Kutter heimlich immer weiter nach Süden. Irgendwann zwingt die indonesische Marine das Fischerboot an Land. Erst jetzt wird Nhean Vibol klar: Er wurde verschleppt, mehrere tausend Kilometer weit entführt – ohne es überhaupt zu bemerken. Und: Er hat in den indonesischen Gewässern illegal gefischt – ohne es überhaupt zu wissen. Aber selbst wenn – was hätte er machen sollen? Auf dem Meer kann niemand flüchten.

In Indonesien bleiben Nhean Vibol und die anderen Crewmitglieder 50 Tage in einem Lager interniert. Verschleppt, getäuscht, betrogen: Sie werden als Opfer von Menschenhandel anerkannt und über die kambodschanische Botschaft, Winrock und IOM in die Heimat zurückgebracht. Ähnliche Rettungen von verschleppten Fischern finden sich häufig in der kambodschanischen Presse. Sie sind spektakulär und sie zeigen, dass sich die kambodschanische Regierung in der Rückführungsarbeit bemüht.

Nhean Vibol atmet durch. Mittlerweile kann er offen über seine Erlebnisse sprechen. Das war vor ein paar Monaten noch anders, sagt der NGO-Betreuer. Jetzt nimmt Nhean Vibol an einem Winrock-Rückführungsprogramm teil. Wichtigster Bestandteil: eine einjährige Ausbildung zum Automechaniker. Das soll eine Perspektive eröffnen, einen Job im Heimatdorf ermöglichen. Denn die alten Sorgen sind die gleichen geblieben. Gerade mal ein Viertel des Lohns hat die Fischerei-Firma an Nhean Vibol überwiesen. Jetzt fehlt das Geld. Eine IOM-Studie zeigt, dass etwa 55 % der Trafficking-Rückkehrer aus Thailand Kredite aufnehmen, um zu überleben. Damit werden sie erneut anfällig für irreguläre Migration, für Ausbeutungen und für Menschenhandel. Ein Teufelskreis.

Einige Kollegen von Nhean Vibol sind sogar wieder nach Thailand zurückgegangen und auch er selbst hat darüber nachgedacht. Er entschließt sich aber, das Winrock-Programm mitzumachen – auch wenn seine Ehefrau daheim das gar nicht gut findet. Wovon soll die Familie in der Zwischenzeit leben? Sie will, dass er kurzfristige, kurze Gelegenheitsjobs annimmt. Nhean Vibol sagt, er will das Programm durchziehen. „Egal, wie viel meine Frau auch meckert“, sagt er. Und danach? Was ist sein Traum für die Zukunft? Eines Tages, sagt Nhean Vibol, wird er eine eigene Autowerkstatt eröffnen, ein regelmäßiges Einkommen haben und den Jungs im Dorf Arbeit geben, die

sonst nirgendwo einen Job finden. Die so sind, wie er selbst.

### **11.2 Das Disco-Girl: „Ich habe versucht zu fliehen. Ich habe versucht, über die Mauer mit der Glasscherbenkrone zu klettern.“**

Nalys Hände sind noch nass vom Schweine-Waschen. Beiläufig streift Naly sie an den Seiten ihrer Jacke ab. Schweine-Waschen ist keine saubere Angelegenheit, aber es bringt ein bisschen Geld in die Haushaltskasse. Immerhin. Nalys Traum ist es, irgendwann mit ihrem Mann eine eigene Schweinezucht zu eröffnen, sollte in Zukunft mal ein bisschen Geld übrig sein. Vielleicht wird es für immer ein Traum bleiben.

Wer in Nalys Haus eintreten will, muss vorsichtig sein. Die wenigen Holzstiegen, die zu dem roten Bretterhaus hochführen, sind brüchig oder schon eingebrochen. Ihre Töchter, eben aus der Schule zurückgekommen, klettern lieber direkt am kurzen Holzgeländer hoch, als die Stufen zu riskieren. Für eine Reparatur ist kein Geld da.

Zu dritt sitzen wir vor Nalys Haus, in einem abgelegenen Dorf bei der Provinzhauptstadt Sisophon. Sie, der Übersetzer und ich. Es sind nur zwei Plastikstühle da, also nimmt Chanteay, der Übersetzer von Samaritan's Purse, auf einem rosa Kinderfahrrad Platz.

Ich muss gar nicht viele Fragen stellen. Naly erzählt ihre Geschichte wie von selbst: Interviews kennt sie schon von den Gesprächen mit den NGOs. Es ist kaum zu glauben, wie viel Pech Naly, 26, bereits in ihrem Leben hatte. Pech, mit einer starken Prise Ausweglosigkeit und vielleicht auch einem Schuss Leichtgläubigkeit. Oft wurde sie um ihr Gehalt betrogen, zweimal wurde sie eingesperrt, beide Male konnte sie fliehen und wurde von der Polizei aufgegriffen. Einmal ist sie fast verhungert und auch im Gefängnis musste sie erst die Klos putzen, bevor die Wachen ihr Essen geben wollten. Seitdem sie 16 Jahre alt ist, überqueren Naly und ihr Mann immer wieder illegal die Grenze und arbeiten in Thailand – ohne Pässe oder Visum.

Beim letzten Mal, Naly erinnert sich noch genau, war der „Broker“ eine Frau. Die Arbeitsanwerber stehen hier an der Hauptstraße, nicht weit von Nalys Dorf entfernt. Der Preis für die Fahrt, rund 80 Dollar, ist höher als ein ganzes Monatsgehalt in Thailand. Darin enthalten: Transport, Grenzüberquerung und die Vermittlung in einen sicheren Job als Hausmädchen. Das Gute ist: Bezahlen muss Naly erst, wenn sie die ersten Gehälter verdient hat. Klingt wie ein sicherer Deal. „Ich hatte keine Ahnung“, sagt Naly.

Denn die Frau, die sie nach Bangkok bringt, plant von Anfang an mit anderem Geld. Sie bringt Naly nicht zu dem Privathaushalt, so wie ausgemacht, sondern liefert sie an einer Diskothek ab. Naly spricht kein Thai und versteht kein Wort, was besprochen wird. Ein anderes Mädchen im Auto

versteht zumindest so viel, um zu wissen: Naly wird gerade an die Clubbesitzer verkauft. Für wie viel, versteht sie nicht.

Dann landet sie in einem verriegelten Haus. Fünf Tage lang muss Naly dort bleiben. Zu Essen bekommt sie fast nichts, die Disco-Leute bringen nur ein knappes Kleid, Mini-Rock und Make-up. Sie habe gefälligst hübsch auszusehen, wird ihr klargemacht. „Ich habe jeden Tag vor Hunger geweint“, sagt Naly. Nach fünf Tagen kommen die Disco-Typen wieder. Jetzt zwingen sie Naly, in ihrem Club zu arbeiten. Bier zu servieren, Eis zu kredenzen, hübsch auszusehen. Die Gäste an der Bar betatschten sie.

Vom ersten Tag an denkt Naly nur an Flucht. Aber wie? Das Haus ist abgesperrt, aus dem Club kommt sie nicht raus und eine hohe Mauer mit scharfen Glasscherben und einbetonierten Stahlsplintern auf der Krone umgibt das Gelände. Nach ein paar Tagen wagt Naly die Flucht. Sie probiert es mitten am Tag um ein Uhr mittags. Da ist es noch ruhig und die Disco geschlossen. Sie klettert über die Mauer, schlitzt sich die Hände auf. Sie rennt und rennt, in knappem Kleid und mit blutigen Händen. Auf der Straße versucht sie Autos anzuhalten, aber die reagieren nicht. „Sie müssen gedacht haben, ich wäre verrückt. Eine Geistesgestörte.“

Auf Umwegen kommt Naly zurück nach Kambodscha. Ohne Geld, ohne Pläne für die Zukunft. Die Arbeitsvermittler stehen immer noch an der Hauptstraße in der Nähe des Dorfes. Aber wiedergesehen hat sie die Frau, die sie verkauft hat, nie mehr. „Wenn ich komme, verstecken die sich“, sagt Naly. Während meiner Recherche habe ich auch versucht, mit „Brokern“ ins Gespräch zu kommen. Einige sind lizenziert, aber die meisten – insbesondere in den ländlichen Gegenden wie in Nalys Dorf – sind unscheinbare Dorfnachbarn, Taxifahrer oder sogar Verwandte. Einige Opfer haben mir genau beschrieben, wo oder durch wen ich mit „Brokern“ sprechen könne. Letztlich hat es kein einziges Mal funktioniert. Keine Überraschung, wenn selbst die kambodschanische Polizei pro Jahr nur wenige Dutzend Schlepper und noch weniger Menschenhändler identifizieren kann.

### **11.3 Die verkaufte Braut: „Jeder Mann will eine Frau, auch in China.“**

Samnang Chhon ist eine junge Frau und genau 15.000 Dollar wert. 15.000 Dollar, so viel hat der chinesische Fremde bezahlt, um Samnang Chhon als Ehefrau besitzen zu dürfen.

Sie ist eine zierliche Frau. Zarte Stimme, nettes Lächeln, Jeans-Look. Samnang Chhon hätte nie gedacht, dass die chinesische Ein-Kind-Politik sie etwas angehen könnte. In China durften Ehepaare lange nur ein Kind bekommen und Millionen Mädchen werden abgetrieben. Die Folge: China hat

einen Männerüberschuss – und einen Mangel an Bräuten.

Es gibt kaum etwas, dass Samnang Chhon weniger interessieren könnte. Bis zum Juli 2013. Diesem verfluchten Juli 2013, der ihr ganzes Leben verändert. Dieser verfluchte Juli, in dem Samnang diese eine falsche Entscheidung trifft, einer entfernten Verwandten vertraut und am Ende als Hochzeitsbraut an einen chinesischen Mann verkauft wird.

Vor dem verfluchten Juli lebt Samnang Chhon in einem Dorf in der Provinz Prey Veng, weit im Süden Kambodschas. Die Familiensituation ist vertrackt: Ihre Eltern sind beide krank, die beiden jüngeren Geschwister brauchen Schulgeld, Samnang hat sich gerade von ihrem Mann getrennt. Sie muss für ihre Eltern sorgen und den Geschwistern eine Zukunft ermöglichen. Dazu braucht sie Geld.

Und genau in diesem Moment der größten Not kommt der rettende Anruf. Eine entfernte Verwandte ist am Telefon. Die Cousine des Neffen ihrer Mutter. Samnang Chhon nennt sie „auntie“, Tante. Und „auntie“ hat ein tolles Angebot: In China könne sie ihr einen Job in einer Möbelfabrik besorgen. Sicherer Job, viel Gehalt, genügend Geld für Eltern und kleine Geschwister daheim.

Samnang Chhons Fall unterscheidet sich von den anderen Schicksalen. Das Angebot klingt verlockend, aber sie ist skeptisch. Sehr skeptisch. Die „Tante“ und ihr Mann versuchen Samnang Chhon zu überzeugen, aber sie zweifelt. Sie stellt Fragen. Immer wieder telefoniert sie mit den beiden. Und irgendwann, um ihre Familie zu retten, sagt Samnang Chhon zu. Sie vertraut sich ihren Verwandten an – wieso auch nicht? Dann bereitet Samnang Chhon sich vor, besorgt sich einen Reisepass und offizielle Dokumente. Alles soll korrekt sein.

Sie bekommt Anweisungen. Zum internationalen Flughafen in Phnom Penh soll sie kommen. „Auntie“ und ihr Mann begleiten sie. „Ich fühlte mich sicher, weil die beiden bei mir waren“, sagt sie. Heute weiß Samnang Chhon: die eigenen Verwandten sind eiskalte Menschenhändler. Bei Verschleppungen zu Zwangshochzeiten kommt das regelmäßig vor. Meistens arbeiten die Verwandten mit anderen Menschenhändlern im Zielland zusammen.

Am Flughafen erwartet ein unbekannter Mann Samnang Chhon, führt sie durch den Flughafen, spricht mit den Polizisten und Zöllnern, bringt sie zum Gate. Zusammen mit „auntie“ und deren Mann reist sie nach China. Erst per Flugzeug, dann per Zug, dann per Motorrad. Ewig.

Die Reisegruppe erreicht das Haus von „aunties“ Tochter. Die ist auch mit einem Chinesen verheiratet und soll schon sehr, sehr viel Geld verdient haben. In dem Haus nimmt „auntie“ Samnang Chhon den Reisepass ab. Sie eröffnet ihr: Du wirst einen Chinesen heiraten. „Nein, ich bin gekommen

um zu arbeiten, nicht um zu heiraten!“ , antwortet sie. Gut, sagt „auntie“, die Menschenhändlerin, dann finde den Weg alleine zurück!

Nur – wie soll das gehen? Samnang Chhon spricht kein Chinesisch, hat kein Geld, keinen Reisepass, keine Orientierung. Nicht einmal Essen oder Wasser kann sie sich alleine kaufen. Sie hat Angst. „Ich sitze fest. Ich habe keine Wahl“, denkt Samnang Chhon.

Ein paar Tage später kommt der fremde Bräutigam. Ein sehr junger Mann, ein Eigenbrötler, sagt Samnang Chhon. Sie beobachtet, wie der Chinese ihrer „Tante“ Geld bezahlt, viel Geld. Die Menschenrechts-NGO ADHOC wird später den Fall rekonstruieren und vor Gericht feststellen: 15.000 Dollar erhalten „auntie“ und ihr Mann bei dem Deal.

Insgesamt fast drei Jahre bleibt Samnang Chhon bei dem Fremden und seiner Familie. Sie kann das Haus nicht verlassen, immer ist es abgesperrt. Sie muss die ganze Hausarbeit erledigen und nie ist es gut genug, was sie tut. Sie darf nur selten essen und wenn, dann höchstens etwas Gemüse. Sie darf keine Medizin benutzen oder einen Arzt besuchen, wenn sie krank ist. Sie wird misshandelt und vergewaltigt. Sie erleidet eine Fehlgeburt und bekommt eine Tochter. Am Ende wiegt Samnang Chhon noch 37 Kilogramm. „Ich war mir sicher, ich bin dabei zu sterben.“, sagt sie.

Mit einem Handy, das die Familie in den Müll wirft, gelingt ihr die Flucht. Sie ruft ihren Bruder an, der informiert die Frauenrechtsorganisation ADHOC, die sich auf diese Fälle spezialisiert hat. Das kambodschanische Außenministerium und das Konsulat in China werden eingeschaltet. In einem Gerichtsprozess wird „auntie“ zu 17 Jahren Haft und zu 10.000 Dollar Entschädigungszahlung verurteilt – fast die Höchststrafe. „Auntie“ hat Revision eingelegt. Hintermänner oder Komplizen werden – wie meistens – nicht aufgespürt.

Samnang Chhon wird zwar gerettet, aber ihre Tortur geht weiter. Zurück in ihrem Dorf, bei ihren Eltern findet sie keine Ruhe. Die Nachbarn diskriminieren sie: Du bist beschmutzt. Du bist nicht mehr hübsch. Du bist eine Sünderin. Samnang Chhon schämt sich, hat psychische Probleme. Keine Medizin hilft, kein Zureden der Mutter.

Wie viele kambodschanische Frauen zwecks Zwangshochzeit verkauft und verschleppt werden, ist nicht klar. Allein die Organisation ADHOC kümmert sich pro Jahr um 30 bis 50 Fälle. Das Außenministerium behandelt noch mehr Fälle, aber die Dunkelziffer soll noch viel höher liegen. Ein Grund dafür ist, dass sich viele Opfer und Opferfamilien nie melden. Die Scham und das Gefühl der Schande sind zu groß. So wie bei Samnang Chhon: Erst als sie mit ADHOCs Hilfe aus der Heimat wegzieht und in einer Textilfabrik ganz neu anfängt, hier, wo niemand von ihrer Vergangenheit weiß, wird alles besser.

## 11.4 Das Bettel-Kind: Von Eltern, die ihre Kinder verkaufen

Vanna ist noch ein Kind, gerade einmal 14 Jahre alt. Sie sitzt auf einer der bunten Schaukeln und wartet auf ihre Freundinnen. Sie trägt noch ihre Schuluniform, auf dem Rücken einen Rucksack mit quietschroten Trägern, ihr Fahrrad liegt neben dem Eingang des Innenhofs.

Jeden Tag nach der Schule kommt Vanna hierhin, in das Damnok-Toek-Projekt in Poipet. Ein weitläufiges, liebevoll gepflegtes Areal mit Blumenbeeten, Klassenräumen, Schlafsälen und Spielplätzen für viele Dutzend Kinder. Eine Oase der Ordnung und Ruhe in der hektischen Grenzstadt Poipet, in der Kinder wie Vanna ihre traumatischen Erinnerungen verarbeiten können. Damnok-Toek ist ein Rehabilitationszentrum für Kinder, die Opfer von Menschenhandel oder Ausbeutung geworden sind. Und eine Schule für schutzbedürftige Kinder, die als „anfällig“ für diese Gefahren gelten: Mädchen und Jungen aus besonders armen Familien, Straßenkinder, Waisen. Alle sollen spielen, lernen, sich gegenseitig helfen.

Auch Vanna ist ein Opfer von skrupellosen Sklaventreibern gewesen. Mit sieben Jahren haben ihre Eltern sie an eine Menschenhändlerin verkauft. Mehr als drei Jahre lang haben die sie gezwungen, auf Bangkoks Straßen betteln zu gehen und billige Blumen zu verkaufen. Wenn sie abends nicht genügend Geld abliefern konnte, wurde sie geschlagen, misshandelt oder musste auf der Straße schlafen.

Auf den ersten Blick sieht man es Vanna, dem lachenden und fröhlichen Kind nicht an, aber sie hat ihr Trauma noch nicht verdaut, sagen die Sozialarbeiter von Damnok Toek. Ein Interview könnte heilende Wunden wieder aufreißen, deswegen erzählt Long Samrithy, einer der Projektleiter, Vannas Geschichte.

Das Dorf ihrer Eltern befindet sich in Banteay Meanchey, nicht weit von Poipet entfernt. Die Familie hat kein Geld, wenig Essen, kaum Perspektiven für die kleine Tochter. Zum Glück ist eine neue Nachbarin, eine alte Dame, nebenan eingezogen, die die Familie hier und da mit Lebensmitteln unterstützt. Als Vanna sieben Jahre alt ist, macht die alte Dame den Eltern ein Angebot: Vanna könne mit ihr gehen, nach Thailand. Dort könne sie auf das Baby der Tochter der alten Dame aufpassen, hätte endlich genügend zu essen und könnte sich eine bessere Zukunft aufbauen. Und sie würde damit ihren Eltern helfen: 3.500 Thai-Baht, rund 100 Dollar, will die alte Dame den Eltern jeden Monat zuschicken, Vannas Gehalt sozusagen. Vannas Eltern nehmen das Angebot an. Die alte Dame ist freundlich und sie selbst können Vanna weder genügend Essen noch Ausbildung bieten.

„Indirekten Menschenhandel“, nennt Long Samrithy diese Art von Deals. „Das bedeutet, dass sich die Eltern gar nicht im Klaren sind, dass sie

ihr Kind verkaufen. Sie verstehen es nicht, weil sie getäuscht werden. Kurzfristiges Denken und geringe Bildung spielen da auch eine Rolle. Anders ist es beim direkten Kinderhandel, wo Eltern ihre Kinder wissentlich und mit voller Absicht verkaufen. Aber beides ist Menschenhandel.“

Die ersten 3.500 Thai-Baht bezahlt die alte Dame sofort, dann nimmt sie Vanna mit nach Bangkok. Es ist das letzte Mal für mehrere Jahre, dass Vanna ihre Eltern sieht. Kurz darauf verkauft die alte Dame ihr Haus im Dorf der Eltern und verschwindet. In Bangkok ist die alte Dame gar nicht mehr freundlich. Sie zwingt Vanna betteln zu gehen, Geld ranzuschaffen für die alte Dame. Schafft sie das nicht, schlägt die alte Dame sie. Versucht sie zu fliehen, schlägt die alte Dame sie. Macht sie einen Fehler, schlägt die alte Dame sie – oder Vanna muss hungrig auf der Straße schlafen.

Nach drei Jahren kann sich ein anderes Bettel-Mädchen befreien. Eine Putzkraft der alten Dame hilft ihr dabei, informiert die Thai-Polizei und rettet damit alle Bettel-Kinder im Haus. Die alte Dame aber kann flüchten. Bis heute ist sie nicht geschnappt. „Typisch“, sagt Long Samrithy, „es ist so schwierig, Menschenhändler zu fassen. Die verschwinden sofort und tauchen unter.“

Wie viele kambodschanische Kinder nach Thailand verkauft oder dort ausgebeutet werden, weiß niemand, sagt Long Samrithy. Aus dem ersten Halbjahr 2016 sind ihm 75 Kinder bekannt, die wieder in Kambodscha reintegriert werden. Und diese Kinder sind nicht nur schwer traumatisiert, manchmal können sie gar nicht erst identifiziert werden. Es fehlen Geburtsurkunden, Namen, rechtliche Dokumente. Manche dieser Kinder gibt es offiziell urkundlich gar nicht. Das ist insbesondere ein Problem, wenn die Kinder später ihre Abschlussprüfungen machen möchten, die Schule beenden oder eine Ausbildung anfangen möchten.

Der Sozialarbeiter vermutet, dass wahrscheinlich viel, viel mehr Kinder verschleppt und ausgebeutet werden, als bekannt ist. Nicht selten, so Long Samrithy, zwingen auch die eigenen Mütter ihre Kinder zum Betteln. Das sei dann zwar kein Menschenhandel, aber trotzdem Kinderarbeit. Ausbeutung. Moderne Sklaverei.

## **12. Die Lösungsansätze und Zweifel: „Es geht darum, Optionen aufzubauen.“**

Vanna, das ehemalige Bettel-Kind, besucht ein Rehabilitationszentrum. Naly, das frühere Disco-Girl, wird diskret von der NGO Samaritan's Purse unterstützt. Nhean Vibol, der verschleppte Fischer, macht eine geförderte Ausbildung zum Kfz-Mechaniker. Samnang Chhon, die verkaufte Braut,

hat mithilfe der Nichtregierungsorganisation ADHOC ihre psychischen Probleme in den Griff bekommen.

Viele der registrierten Opfer von Menschenhandel und moderner Sklaverei, die nach Kambodscha zurückkehren, werden von lokalen und internationalen NGOs unterstützt. Ziel der Maßnahmen ist es, dass die Rückkehrer eine Existenz im Heimatland aufbauen können um so ihre Schutzlosigkeit und Anfälligkeit für Ausweglosigkeit, illegale Migration und Ausbeutung zu reduzieren.

Kambodschanische Behörden wie das NCCT, das Außen- und Sozialministerium sowie Auslandsvertretungen kümmern sich mit der Hilfe großer NGOs um die Rückführung von ausgebeuteten und verschleppten Kambodschanern außerhalb der Landesgrenzen. Auch die Bekämpfung und juristische Strafverfolgung der Schleuserkriminalität liegt in den Händen des Staates – wobei unklar bleibt, wie effektiv diese Facette der nationalen Anti-Trafficking-Arbeit durchgeführt wird.

Diese Maßnahmen konzentrieren sich in der Regel auf den Moment, nachdem ein Opfer identifiziert worden ist. Aber was wird unternommen, um bedürftige Kambodschaner an der Armutsgrenze präventiv zu schützen? Um Kambodscha als Nachschub-Quelle der modernen Sklaverei der Region trocken zu legen? Dieser Aufgabe stellen sich in erster Linie NGOs – selbstverständlich immer in Absprache mit den kambodschanischen Behörden, aber vor Ort wirkt es, als wären die NGOs häufig allein mit den Problemen. Auch, wenn das so niemand ausspricht.

Viele der registrierten Opfer von Menschenhandel und moderner Sklaverei, die nach Kambodscha zurückkehren, werden von lokalen und internationalen NGOs unterstützt. Ziel der Maßnahmen ist es, dass die Rückkehrer eine Existenz im Heimatland aufbauen können um so ihre Schutzlosigkeit und Anfälligkeit für Ausweglosigkeit, illegale Migration und Ausbeutung zu reduzieren.

Kambodschanische Behörden wie das NCCT, das Außen- und Sozialministerium sowie Auslandsvertretungen kümmern sich mit der Hilfe großer NGOs um die Rückführung von ausgebeuteten und verschleppten Kambodschanern außerhalb der Landesgrenzen. Auch die Bekämpfung und juristische Strafverfolgung der Schleuserkriminalität liegt in den Händen des Staates – wobei unklar bleibt, wie effektiv diese Facette der nationalen Anti-Trafficking-Arbeit durchgeführt wird. Sara Piazzano von der NGO Winrock fordert außerdem einen engeren Datenaustausch innerhalb des NCCT, des kambodschanischen Counter-Trafficking-Komitees. Innerhalb des NCCT arbeiten zwar verschiedene Ministerien und Staatsorgane zusammen, der Informationsaustausch verläuft aber schleppend. „Eine Herausforderung“, sagt Sara Piazzano.

Ein Faktor, der viele Kambodschaner durch Menschenhändler in Ausbeutungsverhältnisse führt, ist die illegale Migration. Trotzdem, sagt Troy Dooley von der International Organization of Migration: „Es geht nicht darum, Migration zu stoppen.“ In dem Punkt sind sich die Aktivisten der Anti-Trafficking-Szene in Kambodscha einig. „Würde eh nicht funktionieren. Wer denkt, das geht doch, ist dämlich.“ Berry Jessen von Samaritan's Purse ist sich sicher, dass die Migration noch auf Jahre zu Kambodscha gehören wird: „Es gibt einfach nicht genügend Jobs hier. Aber alle Infos zu Migration, die die Leute bekommen, kriegen sie von denjenigen, die sie ausbeuten. Wir wollen dafür sorgen, dass sie alle Infos haben, die sie brauchen und zwar rechtzeitig. Sodass die Migrationsentscheidungen sorgfältig und ausreichend überlegt sind. Montags aufwachen und dienstags aufbrechen endet nie gut.“

In der Präventionsarbeit geht es also vor allem um zwei Ansätze: Aufklärungskampagnen auf der einen Seite und die Stärkung der lokalen Wirtschaft auf der anderen.

Ein Beispiel ist das Dorf Yeah Ort in der Grenz-Provinz Banteay Meanchey. 60 Zentimeter machen hier den Unterschied zwischen sicherem Auskommen und bitterer Armut. Yeah Ort hat die gleichen Reisfelder, die gleichen Techniken, die gleiche Infrastruktur wie die Nachbardörfer – ich kann bei meinem Besuch kaum einen Unterschied erkennen. Aber: Yeah Ort liegt auf einer winzigen Hügelkuppe, gerade einmal 60 Zentimeter höher als die Nachbardörfer. 60 Zentimeter, das ist nicht viel. Das ändert nicht viel an der Aussicht, aber immens viel an der Einkommenssituation. Denn 60 Zentimeter, das ist viel für fließendes Wasser. Und das Wasser sucht sich den Weg in die Nachbardörfer, aber nie nach Yeah Ort. Deswegen gab es in Yeah Ort vor allem von einem zu viel: dem Mangel an Wasser. Es fehlte das Wasser für die Menschen, für das Vieh und am schlimmsten: für die Reisernte. 3.000 bis 5.000 Liter Wasser bedarf es für die Produktion von einem Kilogramm Reis. Armut, Schulden, Hunger und Ausweglosigkeit waren die Folge. Migration und Arbeit im nahen Thailand erschienen als der einzige Ausweg zum Überleben – trotz möglicher Risiken. „Es ist wie eine Entscheidung zu treffen mit einer Pistole an deinem Kopf. Es gibt keine Optionen. Und du musst dich jetzt entscheiden. Jetzt sofort.“, umschreibt Barry Jessen die Situation.

Seine Organisation Samaritan's Purse hat deswegen 35.000 Dollar in die Hand genommen und einen 6,5 Kilometer langen Kanal gegraben. Der bringt jetzt mehr Wasser auf die Felder, zuverlässig und in ausreichender Menge, denn eigentlich reicht das Wasser für alle Dörfer. Plötzlich sind in Yeah Ort mehrere Reisernten im Jahr möglich, nicht mehr nur noch eine oder zwei. Die Armut sinkt, die akute Hungergefahr sinkt, Thailand wirkt

weniger verlockend. „Mit dem Wasser gibt es die Möglichkeit hier zu bleiben und die Felder zu bestellen. Es geht darum, Optionen aufzubauen.“, fasst Barry Jessen zusammen.

Zusätzlich unterstützt die NGO das Dorf mit einer eigenen Reismühle. Viel Holz, viel Wellblech, viel Staub, wenig moderne Technik. Aber es reicht für einen drastischen Unterschied. Vorher waren die Bauern darauf angewiesen, den braunen Rohreis an Monopol-Händler zu verkaufen, die mit großen Trucks im Dorf vorbeikamen, den Reis abholten – für 12 Cent pro Reis-Kilogramm – und zu der entfernten Reismühle transportieren. Bald, mit der neuen Reismühle, können die Dorfbauern ihren Reis selber mahlen und die rohen Hülsen entfernen. Den „fertigen“, weißen Reis können sie dann für 50 Cent pro Kilogramm selber auf dem Markt verkaufen.

Klar ist aber auch, Wassermangel ist nicht das einzige Problem. Ein Mann mit amputiertem Unterarm erklärt mir die Situation. „Die Güter, die wir anbauen, haben keinen Wert. Alle bauen Reis oder Maniok an, also hat es auf dem Markt keinen Wert. Die einzige Chance wäre, wenn die Regierung uns hilft, Maniok zu exportieren.“

Deswegen versuchen Barry Jessens Mitarbeiter, andere Einkommensquellen aufzubauen. Wenn alle Maniok oder Reis anbauen, wieso nicht etwas anderes? Etwas, was der Markt haben will? Barry Jessen schlägt eine Dorfproduktion vor: roter Knoblauch. Leicht anzubauen, leicht zu lagern, leicht zu transportieren. Roter Knoblauch könnte die Marke des Dorfes werden, ein richtiges Label. Das Interesse der Zuhörer ist übersichtlich. Roter Knoblauch?! Das macht doch niemand sonst. Hat auch noch nie jemand gemacht. Es fehlt Unternehmergeist, es fehlt Innovationskraft, es fehlt Bildung. Und vielleicht auch ein bisschen Mut.

Neue Einkommensquellen erschließen, die eigene Arbeit optimieren, Schulden vermeiden. Diesem Präventionskonzept begegne ich in ganz Kambodscha immer wieder, in unterschiedlichen Initiativen, mit verschiedenen Ansätzen. Zum Beispiel vor dem provisorisch gezimmerten Schweinestall mit der trüben Brühe an meinen Füßen. Schweine-Kot.

In dem Holzverschlag liegen 6 Sauen, alle in einzelnen Boxen. Eine hat offenbar kürzlich geworfen. Etliche Ferkel scharen sich um sie. Trotzdem ist es – bis auf das Surren tausender, glücklicher Fliegen – idyllisch ruhig. Die Schweine liegen still, rühren sich kaum. Sie schlafen ihren Rausch aus. Die Schweine leben in der Nähe einer Reiswein-Destille in Areak Svay, einem Dschungeldorf in der Nähe von Siem Reap, einer der größten Touristenstädte in Zentralkambodscha. Und die Schweine sind der Grund dafür, dass sich die Betreiber der Reiswein-Destille keine Sorgen um ihr Überleben machen müssen. Das funktioniert aber nur, solange die Schweine betrunken sind.

Denn die Reiswein-Destille arbeitet bizarrerweise nicht profitabel. Die

Rohmaterialien wie Reis und Holzkohle sowie Arbeitskraft und einfache Gerätschaften kosten schlicht mehr als der Reiswein später einbringt. Ein Liter Reiswein kann auf dem Markt für gerade einmal 0,50 Dollar verkauft werden, die Produktion dauert mehrere Tage. Kurz: Reiswein zu produzieren lohnt sich nicht. Eigentlich müsste die Destille-Familie und alle Angestellten hungern und wären sehr anfällig für illegale Migration nach Thailand, für Schleuser und zwielichtige Arbeitsvermittler.

Verschiedene kleine Organisationen beraten lokale Unternehmer, um nach alternativen Einkommensquellen zu suchen und mit ihnen ein sicheres Einkommen zu erwirtschaften. Einige, wie der benachbarte Korbflechter-Verein, werden mittlerweile sogar von der EU unterstützt. Ähnlich wie bei den Reisbauern und dem neuen Wasserkanal gilt die einfache Faustregel: Ein ausreichendes Einkommen verhindert Armut und den Drang auszuwandern. So sinken die Chancen in der Ferne ausgebeutet und verschleppt zu werden.

Im Falle der Reiswein-Produzenten ist ein Abfallprodukt des Herstellungsprozesses der wirksamste Schutz gegen Armut. Und zwar der verbliebene Reis, aus dem der hochprozentige Reisschnaps gewonnen wurde. Früher wurde er nicht mehr verwendet, jetzt verfüttern die Reiswein-Hersteller ihn an ihre Schweine. Und das ist effektiv: Der „Left-over-Rice“ hat durch den Gärungsprozess einen Alkoholanteil von rund 5 % aufgenommen – in etwa wie ein durchschnittliches Bier. Heißt: die Schweine fressen diesen alkoholischen Reis und sind dauerbeschwipst. Die Folge davon ist, dass die Schweine in ihrem Leben ausschließlich fressen und kurz darauf ihren Rausch ausschlafen müssen. Dann fressen sie wieder den Reis, halten den Alkoholpegel und legen sich wieder schlafen.

Die Schweine verschwenden keine Energie und sind mit winzigen Boxen zufrieden. Ihr Futter verursacht den Reiswein-Produzenten keine Kosten, der alkoholreiche Reis ist ohnehin vorhanden. Und: Da die Tiere nur essen und schlafen, wachsen sie schneller als ihre nüchternen Schlachtkollegen. Die Reiswein-Schweinezüchter sagen, dass die betrunkenen Schweine in nur vier bis fünf Monaten das übliche Schlachtgewicht von 80 bis 100 Kilogramm erreichen. Andere Schweine brauchen dafür mindestens ein Jahr – bei übrigens gleichem Fleischgeschmack.

Planen, abwägen, langfristig denken. Das versuchen Nichtregierungsorganisationen wie IOM, Winrock oder Samaritan's Purse im Hinblick auf Migration zu verankern. Deswegen stecken sie viele Ressourcen in Aufklärungskampagnen, um die Menschen darüber zu informieren, welche Risiken und Gefahren im Ausland lauern können, insbesondere ohne Reisepass, ohne Visum, ohne Arbeitsgenehmigung. Manchmal organisieren sie sogar stundenlange Radiosendungen zu dem Thema.

Oudom, Mitte zwanzig, ist Migrationstrainer in Koh Priech, einem

500-Seelen-Dorf. In einem anderen Beruf würde man ihn PR-Offizier oder Promoter nennen. Aber Oudom leitet eine „Save-Migration-Kampagne“, er wirbt für legale Grenzwechsel, für offizielle Dokumente und reguläre Wege. Oudom fällt in der Dorfgemeinschaft auf, weil die meisten um ihn herum entweder deutlich älter oder deutlich jünger sind. Viele in seinem Alter arbeiten in Thailand. Die wichtigsten Botschaften zur sicheren Migration vermittelt er in fünf Treffen mit ausgesuchten Dorfmitgliedern, die die Informationen dann in die Dorf-Community, die Familien und Schulen tragen sollen. Meistens wählt er die Dorfbewohner, die lesen und schreiben können, dann sei der Lernprozess schneller und einfacher, sagt Oudom. In den Treffen geht es dann um ganz elementare Punkte zu Migration: Was ist ein Reisepass? Wo gibt es ihn? Vertrau keinen Fremden, die Jobs versprechen! Verlasse dein Zuhause nicht ohne festen Plan! Wenn du gehst, gehe dorthin, wo schon Verwandte von dir sind!

Oudom grinst. Er hat einen Trick, sein bestes Argument, das fast bei allen Treffen zieht: Ein Reisepass, sagt Oudom, soll nicht als Schutz-Dokument angesehen werden, sondern als Investition. Die passende Anekdote dazu hat Oudom auch parat, von einem jungen Ehepaar, das jetzt dank Reisepass und offizieller Dokumente in Thailand pro Monat nicht mehr 230 Dollar verdient, sondern 300 Dollar. Sogar Haus und Hof haben die beiden sich schon leisten können... Das hört jeder gerne.

Anschließend höre ich mich in der Dorfgemeinschaft von Koh Priech um: Solltest Du nach Thailand gehen, besorgst Du Dir einen Reisepass? Haben Deine Bekannten, die in Thailand arbeiten, einen Reisepass? Es ist offensichtlich: Oudoms Migrationstraining zeigt Wirkung. Alle wissen, was ein Reisepass ist und alle wissen, wieso er nützlich ist. Alle warnen vor plötzlich auftauchenden, fremden Arbeitsvermittlern. Und ja, (fast) alle würden nur mit offiziellen Dokumenten ausreisen. Die Aufklärungskampagne funktioniert.

Trotzdem bleiben Zweifel bei mir zurück. Klar, Koh Priech ist ein Vorzeigeprojekt von Samaritan's Purse. Die Antworten sind alle korrekt und genau das, was sich die NGO erhofft. Aber sind die Antworten und Absichten der befragten Dorfbewohner auch realistisch? Ein Reisepass kostet für die Dorfbewohner – auch mit Aufklärung – weiterhin rund 120 Euro, ein reguläres Arbeitsvisum noch deutlich mehr. In anderen Interviews bekomme ich durchweg gespiegelt: Reisepässe sind unbezahlbar. Keine Chance.

Auch deswegen empfiehlt beispielsweise die IOM der kambodschanischen Regierung „einfache, erschwingliche und effiziente Strukturen bei der Beantragung von nötigen Reise- und Arbeitsdokumenten“.

Die Aufklärungskampagnen sind die Basis, die Grundvoraussetzung für das Eindämmen von Menschenhandel und Ausbeutung, denn ein Großteil

der Kambodschaner in moderner Sklaverei gerät durch Lügen, Versprechungen und Täuschung in diese Situation, weniger durch Entführungen oder Gewalt. Es ist eine langwierige, zähe und ressourcenintensive Aufgabe. Vielleicht ist es sogar eine Sisyphosaufgabe. Mehrere Millionen Kambodschaner gelten – aufgrund ihrer ökonomischen Situation – als „anfällig“ für illegale Migration, Ausbeutung und Menschenhandel. Sie alle aufzuklären, sie alle nachhaltig zu informieren ist schwierig. Samaritan's Purse wertet schon die Unterstützung und Aufklärung von rund 50.000 Rückkehrern am Migrant Assistant Center in Poipet als Erfolg.

Denn auch die patriarchalische Kultur des ländlichen Westkambodschas scheint nicht immer zu der Migrationsaufklärung und dem nachhaltigen Entwickeln einer längerfristigen, rentablen Lokalwirtschaft beizutragen. Die Tradition schreibt vor, dass sich Kinder ihren Eltern nicht widersetzen, ihren Anweisungen Folge leisten und auch zur Existenzsicherung der Familie beitragen müssen. Das bedeutet: Es können sich Situationen ergeben, in denen der Wunsch der Eltern mit den Warnungen der NGOs, Sozialarbeiter und Lehrer konkurriert.

Auch in den Schulen informieren Lehrer über die Risiken, Gefahren und Bedrohungsszenarien von illegaler Migration und Arbeit in Thailand. Die Schüler kennen sich in der Thematik aus, die Aufklärung scheint zu wirken. Trotzdem melden sich nicht einmal die Hälfte der Jungen in der Klasse auf die Frage, wer davon ausgehe noch in der zehnten Klasse hier in die Schule zu gehen oder sogar einen Abschluss zu erreichen. Im Gespräch mit den Lehrern wird mir klar, dass der Einfluss der Lehrer und Aufklärungskampagnen begrenzt ist. Das geben auch die Lehrer selbst zu: „Eltern haben hier den größten Einfluss. Es ist schwer, den Schülern zu vermitteln wie wichtig langfristige Bildung und Lernen ist, wenn die Eltern zuhause fordern, dass ihr Sohn oder ihre Tochter endlich mithilfe Geld zu verdienen – zum Beispiel auf Thailands Maniokfeldern“, sagt die Schulleiterin.

In fast sämtlichen Gesprächen mit Opfern von Menschenhandel oder moderner Sklaverei stelle ich eine Gemeinsamkeit fest: An einer Stelle der Geschichte wird ein Polizist, ein Grenzposten oder ein Beamter bestochen. Mal in Kambodscha, mal im Ausland. Kambodscha liegt im weltweiten Korruptionsranking der NGO Transparency International auf einem traurigen 150. Platz – von 168 untersuchten Ländern. Long Samrithy von dem Kinder-Rehabilitationszentrum Damnok Toek sagt: „Die Realität heißt Korruption. Menschenhandel funktioniert nicht ohne Korruption.“ Auch Berry Jessen von Samaritan's Purse beobachtet Korruption an der Grenze – ohne korrupte Beamte und Polizisten würde das System der illegalen Migration nicht laufen.

Long Samrithy fordert auch eine engere Zusammenarbeit zwischen den

thailändischen und den kambodschanischen Grenzbehörden. Bisher wisse niemand wirklich, was der andere mache – obwohl ja eigentlich beide das gleiche Ziel verfolgen: den Stopp der illegalen Migration, den Schutz der Menschen. Tatsächlich sind beide Länder Mitglieder der ASEAN, dem Verband südostasiatischer Nationen. Der Vereinigung gehören insgesamt neun Staaten an, die auf wirtschaftlicher, kultureller und politischer Ebene zusammenarbeiten möchten – vergleichbar mit der frühen Europäischen Union. Dazu gehört auch eine gemeinsame Kriminalitätsbekämpfung, da beispielsweise Menschenhandel ein internationales Geschäft ist und an Ländergrenzen nicht aufhört. Fortschritte sind erkennbar: Kambodschanische Behörden haben jüngst eigene Zweigstellen in Bangkok und anderen thailändischen Städten eröffnet und eine gemeinsame Anti-Trafficking-Konvention ist seit März 2017 in sechs ASEAN-Staaten ratifiziert und damit in Kraft getreten. Noch lässt sich schwer beurteilen, wie effektiv die gemeinsame Kriminalitätsbekämpfung tatsächlich ist. Sollte ASEAN wie die Europäische Union in Zukunft die Grenzen abbauen und die Kontrollen verringern, könnte das den Menschenhandel und –schmuggel in der Region auch befeuern.

## 12. Exkurs

Aus Zeit- und Prioritätsgründen musste ich mich an einem Punkt der Reise entscheiden, welchen Fokus ich setzen möchte. Welchen Rahmen und welche Stoßrichtung die Recherche nehmen soll. Ich habe mich für den Aspekt „grenzübergreifender Menschenhandel und Zwangsarbeit“ entschieden. Andere angestoßene Recherchen in dem Themenkomplex konnte ich in der gleichen Tiefe nicht weiterverfolgen. Leider. Deswegen fehlen Protagonisten, Konfrontationen, weiterführende Interviews. Trotzdem sind die ersten Ergebnisse aus den Bereichen „Kinderausbeutung“ und „Sex-Trafficking“ zu spannend, um vergessen zu werden.

### 12.1 Exkurs I: Business-Modell: Waisen, die noch Eltern haben

„Marihuana? Girls? Orphanage?“ Bei den Tuk-Tuk-Fahrern in der Touristenhochburg Siem Reap kann man fast alles bekommen. Drogen, Frauen und Waisenhausbesuche. Alles diskret natürlich, die Angebote werden im Flüsterton zugeraunt.

Dieser Recherchezweig ist ein Teil des innerkambodschanischen Menschenhandels – anders als der internationale Menschenhandel nach Thailand oder China. Es geht um Kinder, es geht um Profit, es geht um Ausbeutung.

Und es geht um die Sensations- und Fotogier von ausländischen Touristen.

Zwischen 2005 und 2010 hat UNICEF, das UN-Kinderhilfswerk, bei den kambodschanischen Waisenhäusern einen rasanten Anstieg von 75 Prozent beobachtet. In einer sehr kurzen Zeit sind enorm viele neue Waisenhäuser entstanden. Das ist eine Überraschung. Denn eigentlich müsste die Zahl der Waisen kontinuierlich sinken. Denn der Genozid unter Pol Pot und den Khmer Rouge (1975-1979), der viele Kinder zu Waisen gemacht hat, ist bereits fast zwei Generationen her. Mittlerweile müsste sich das Eltern-Kind-Verhältnis wieder stabilisiert haben. Und doch steigt die Anzahl der Waisenhäuser rapide an. Wieso?

James Sutherland von der NGO Friends International sieht einen Zusammenhang zwischen der steigenden Anzahl an Waisenhäusern und der ebenfalls steigenden Zahl von ausländischen Backpackern und Touristen, die Kambodscha seit den frühen 2000ern vermehrt besuchen. Ich treffe ihn in Phnom Penh, wir sitzen auf dem geräumigen Balkon seiner Organisation. Eine sanfte Brise weht erfrischend. „Jahrelang gehörten Waisenhausbesuche zum Standardprogramm der Touranbieter. Es gehörte zu einem Kambodscha- oder Thailandbesuch einfach dazu, so wie Tempelbesuche oder Strandurlaub.“, sagt Sutherland. Er hält viele der Waisenhäuser für schlecht getarnte, profitorientierte Unternehmen. Das Business-Modell läuft so ab: Ein vermeintliches Waisenhaus beherbergt Kinder, insbesondere die ganz kleinen. Die, die alle Touristen so süß finden. Die, mit denen alle ein Foto machen möchten. Dann lotsen Tour Veranstalter, Facebook-Fotos und Tuk-Tuk-Fahrer die ausländischen Touristen in die Waisenhäuser. Die Touristen spielen mit den Kindern, verbringen eine schöne Zeit, machen unvergessliche Fotos, lassen Spenden da. Unterschreiben vielleicht sogar eine längerfristige Spendenpartnerschaft. Und von den ausländischen Spenden leben die Waisenhaus-Besitzer – ohne dass die Kinder wirklich davon profitieren. Denn es ist die Armut, in der die Kinder leben, die die Touristen anlockt. Es ist die Einfachheit der Waisenhäuser, die Touristen fleißig spenden lässt.

Ein weiteres Problem: „Rund 60 bis 80 Prozent der ‘Waisen‘ in kambodschanischen Waisenhäusern haben noch Eltern“, schätzt James Sutherland. „Sie sind gar keine Waisen, aber müssen trotzdem in Waisenhäusern wohnen und nicht bei ihrer Familie.“ Seine Organisation hat zusammen mit dem Familien- und Sozialministerium Studien abgeschlossen und Untersuchungen durchgeführt.

Die Kinder in den Waisenhäusern sind eine Attraktion, eine Einkommensquelle. Wenn Besucher kommen, dann führen die Kinder Tänze auf, spielen mit den Besuchern oder machen Fotos mit ihnen. „Aber wo bleibt die Schulbildung?“, fragt James Sutherland. „Die Waisenhäuser haben ja nicht einmal das qualifizierte Personal. Viele arbeiten mit ausländischen Freiwilligen.“

ligen zusammen, die gerade einmal selbst die Schule beendet haben. Alles, was die Kinder beigebracht bekommen, sind kleine Tänze und vielleicht das ABC. Und wenn sie nicht mehr klein und süß sind, werden die Kinder weggeschickt. Und sind dann kaum in der Lage, alleine klar zu kommen.“

Laut Regierung gibt es rund 400 registrierte „Residential Child Care Facilities“ in Kambodscha, 380 davon sind in privater Hand. Die Dunkelziffer an unregistrierten Waisenhäusern ist vermutlich noch deutlich höher. Gerade einmal 10 Prozent sollen eine „Child Protection Policy“ befolgen, schätzt Child International.

Die NGO beschreibt die „Akquise“ der Kinder ähnlich wie die der Zwangsarbeiter im internationalen Menschenhandel. Die Waisenhausbetreiber nutzen die Armut, Ausweglosigkeit, Unwissenheit und Hoffnung der Familien aus. „Wir können nicht wirklich sagen, dass Eltern ihre Kinder verkaufen, aber es gibt Wege, die Eltern zu überzeugen, ihre Kinder doch abzugeben oder sie zu täuschen“, sagt Vuthy Sokanha, eine kambodschanische Mitarbeiterin von Child International. „Die Waisenhaus-Leute gehen zu den besonders armen Familien und sagen: ‘Schaut mal, ihr könnt Eure Kinder doch gar nicht alle ernähren. Wir können ihnen aber eine gute Versorgung garantieren, dazu noch Englischunterricht, Medizin und bessere Chancen für die Zukunft. ‘Und lassen vielleicht noch ein, zwei Säcke Reis für die ganze Familie da.“ Die Folge ist: Kinder werden aus ihren Familien gerissen, in weit entfernte „Waisenhäuser“ gebracht und dort als Attraktion für ausländische Besucher eingesetzt. Youtube und Facebook sind voll von Besuchervideos aus kambodschanischen Waisenhäusern.

Waisenhaus-Hotspots sind die Regionen in Kambodscha, in denen die meisten Touristen unterwegs sind. Und das meistbesuchte Touristenziel in Kambodscha ist das UNESCO-Weltkulturerbe Angkor Wat, ein riesiger Tempelkomplex in der Nähe der malerischen Stadt Siem Reap. Die Waisenhaus-Dichte ist dort entsprechend hoch.

Aspire-School, Rainbow-Orphanage oder Lost-and-Found-Orphanage nennen sich die Waisenhäuser zum Beispiel. Alle werben mit Touren, mit Foto-Möglichkeiten und unvergesslichen Erlebnissen. Die Chres-Orphanage verspricht zum Beispiel „lovely singings“, auf anderen Webseiten finden sich herzergreifende Videos von tanzenden Kindern und glücklichen Besuchern. In der Rainbow-Orphanage ist die Seite des Budget Reports „under construction“, bei anderen Waisenhaus-Webseiten ist Spenden-Transparenz nicht einmal aufgeführt.

Ich versuche mit den Waisenhäusern in Siem Reap in Kontakt zu kommen, aber niemand geht auf Interviewanfragen ein. Am Telefon wird schnell aufgelegt. Per Mail verschickte Fragen werden nicht beantwortet.

Auch vor Ort ist niemand zu sprechen, zumindest nicht in der Lost-and-

Found-Orphanage. Das Waisenhaus ist von Siem Reap aus in gut 20 Minuten mit dem Fahrrad zu erreichen. Es geht über die hektische National Road 6, dann über Feldwege und Sandpisten nach Kroush Village in Sraydougkum. Am breiten Toreingang befindet sich kein Schild, kein Logo, kein Name. Die Nachbarn und Google Maps sind sich sicher: Hier ist das Lost-and-Found-Waisenhaus. Niemand ist zu sehen. Niemand zu sprechen. Weder Kinder noch Betreuer. Nur ein türkis-gelber Nike-Fußballschuh in Kindergröße lässt Leben in dem weiten Innenhof erahnen.

Immerhin, das Bild der Waisenhausbesuche ändert sich in den letzten Jahren. Auf TripAdvisor werden Waisenhaus-Touren mit Warnungen versehen und auch viele Backpacker-Hostels in Siem Reap bieten keine Besuche mehr an. Das gilt allerdings in erster Linie für die westliche Tourismusindustrie. „Jetzt entdecken die asiatischen Touristen die Waisenhäuser für sich. Koreaner, Chinesen, Japaner.“, sagt James Sutherland von Child International.

## **Exkurs II: Sex-Trafficking in Kambodscha**

Phanith Meas nennt sich selbst einen „Investigator“, einen Ermittler. Er ist aber auch Menschenrechtsaktivist, Sozialarbeiter und Feminist. Schütteres, schwarzes Haar, freundliches Lächeln, schweres Motorrad. An manchen Tagen schiebt er sich mit versteckten Kameras und verborgenen Aufnahmegegeräten durch die Rotlichtmeile von Phnom Penh, besucht Massagesalons und Karaoke-Bars.

Er spricht mit Prostituierten, mit Freiern, mit Zuhältern. „Gefährliche Arbeit“, sagt Phanith Meas und zuckt mit den Schultern. Aber immer wieder findet er, wonach er sucht: Frauen, die zur Sex-Arbeit gezwungen werden. „Die meisten sind zwischen 15 und 18 Jahre alt mit gefakten Ausweisen, die ein falsches Alter angeben“, sagt Phanith Meas. Oft würden die Mädchen wissen, dass sie ausgenutzt werden, aber nicht, dass sie Opfer von Menschenhandel und moderner Sklaverei sind. Wenn Phanith Meas einen Fall entdeckt, gibt er der Polizei Hinweise. Meistens werden die Frauen dann gerettet und eine NGO kümmert sich um sie. Die Strippenzieher im Hintergrund werden meistens nicht erwischt.

Einer von Phnom Penhs Rotlichtdistrikten liegt auf der 51. Straße, Ecke 154. und 172. Die Etablissements sind zur Straße hin offen und heißen „Heart of the Darkness“, „The Black Cat“, „Mr. Mediterraneo“ oder „Guy Bar“. Darin: hübsche, junge Hostessen in Miniröcken und BHs: „Hey Mister, how are you? Hey Mister, wanna come and join us?“ Viele Männer möchten offenbar.

Sie sitzen in den offenen Bars, ein kühles Bier vor sich, ein oder zwei hübsche Damen neben sich. Manche Männer kommen aus Europa, Australien oder Nordamerika, andere aus Asien. Alle sind älter als die Damen neben ihnen. Trotzdem hat die Atmosphäre weniger etwas von Straßenstrich, eher von aufdringlichem, billigem Entertainment. Aus den Innenräumen der Bars wummern elektronische Bässe. Alles ist offen, alles ist sichtbar. Wer mit wem redet, wer wem gefällt. Dazwischen wuseln Kinder, die Softdrinks verkaufen. Frauen, die Snacks anbieten. Männer in Tuk-Tuks, die schnell das nächste billige Hotel ansteuern können.

Ähnliche Straßen gibt es in Siem Reap, der Touristenhochburg. Oder in Sihanoukville, einer sonnigen Küstenstadt am Strand, Wahlheimat vieler betagter und bierbäuchiger Auswanderer. Auch in dieser Branche geht es um Geld, um Profit, um Business. Im Mittelpunkt steht der Sex mit jungen kambodschanischen Frauen.

„Viele der Täter sind Ausländer. Mittlerweile weniger Europäer, mehr Asiaten. Aber die Ausbeuter sind selbst Kambodschaner“, sagt Tim Hughes von der NGO SHE Rescue Home, die ehemaligen Sex-Sklavinnen Schutz, Unterstützung und Ausbildung bietet. „Ein Grund wieso Asiaten hierher kommen ist, weil sie die Jungfräulichkeit eines Mädchens kaufen. Das ist zwar nicht die Regel, aber es kommt vor. In manchen asiatischen Kulturen verspricht der Sex mit einer Jungfrau Stärke und Macht. Bis zu 20.000 Dollar werden dafür bezahlt.“ Phanith Meas, der Ermittler, beobachtet vor allen Dingen reiche Kambodschaner, die junge Mädchen kaufen: „Sie haben das Geld und die Macht. Sie zwingen die Mädchen Sachen zu tun, die sie nicht wollen. Das nennen wir Sklaverei.“

Falsche Versprechen, Täuschungen, Lügen: Auch die Sex-Menschenhändler bedienen sich dieser Rekrutierungsmethoden. Ein weiteres, zentrales Schlüsselement im Sex-Trafficking sind aber Schulden, erklärt Tim Hughes. „Nehmen wir an, eine Familie hat kein Geld und ein paar Kredithaie kommen in ihr Dorf. Sie leihen der Familie etwas Geld, das diese dringend benötigt – allerdings mit einer sehr hohen Zinsrate. Die kann bei bis zu 5 Dollar am Tag liegen, wobei die meisten Menschen in den ländlichen Provinzen gerade einmal 1 Dollar pro Tag verdienen. So häufen Familien immense Schuldenberge an bis die Kredithaie kommen, ein junges Mädchen der Familie abholen und sagen, sie hätten einen Job für sie, aber tatsächlich wird sie zum Sex-Trafficking mitgenommen.“

Einige ausgemachte Interviews mit Opfern von Sex-Trafficking platzen kurzfristig. Die Gespräche werden verschoben, neu angesetzt, schließlich abgesagt. Sex-Trafficking ist ein sensibles Feld, noch sensibler als Zwangsarbeit auf Baustellen oder Verschleppung auf Fischerbooten. Viele Opfer erfahren Diskriminierung und Mobbing, selbst nach ihrer Rettung. In ihren

Heimatdörfern gelten sie häufig als beschmutzt, als unrein. Scham, Depressionen und Traumata sind die Folge. Und selbst wenn die Opfer nicht aktiv gemobbt werden – Hilfe können sie kaum erwarten: „Die Moral in Kambodscha ist am Boden“, sagt Phanith Meas, „die meisten Leute verschließen einfach die Augen davor.“

### **13. Danke**

Eine mehrwöchige Recherche in Kambodscha ohne Zeit- und Ergebnisdruck, in eigener redaktioneller Planung, Entscheidungsfreiheit und dazu noch finanzielle Unterstützung: Ohne die Heinz-Kühn-Stiftung wäre diese Reise für mich nicht möglich gewesen. Dafür bedanke ich mich bei dem Land NRW, der Heinz-Kühn-Stiftung und ihrem Kuratorium sowie bei allen verantwortlichen Entscheidungsträgern. Ich bedanke mich für das Vertrauen in mich und den Mut, meinen Themenvorschlag trotz vorheriger Bedenken zu unterstützen.

Ein besonderer Dank geht an Ute Maria Kilian, für ihre enge Betreuung, ständige Erreichbarkeit und die unkomplizierte Unterstützung vor, während und nach der Reise.

Darüber hinaus möchte ich mich bei allen Interview- und Gesprächspartnern bedanken, die ich kennenlernen durfte. Menschenhandel und moderne Sklaverei ist ein unbequemes und sensibles Thema in Kambodscha. Deswegen gilt mein Dank insbesondere den Männern, Frauen und Jugendlichen, die sich mir mit ihren eigenen, oft schmerzhaften Erfahrungen couragiert anvertraut haben.